

Christoph T. M. Krause

Der Jude Simon - Rettung aus Dachau

Über dieses Buch.

Es gibt schon viele Geschichten von Rettungen aus Konzentrationslagern, aber noch längst nicht jede:r dieser stillen Held:innen wurde bekannt, geehrt oder das jeweilige Schicksal erzählt.

Der „arische“ Junge Mario geht in der Weimarer Republik zur Schule und hat viele jüdische Freunde. Sie feiern gemeinsam ihre Feste und er geht in den elterlichen Gründerzeitsvillen der Kölner Neustadt ein und aus. Eines Tages verliebt sich Mario unsterblich in den Juden Simon und beide werden ein Paar. An einem dunklen Tag im Januar kommen die Nazis an die Macht und Simon wird, wie so viele andere, von heute auf morgen verhaftet und in ein Konzentrationslager verschleppt. Mario erfährt nicht, wo Simon ist.

Als er Simons Verschwinden bei der Polizei meldet, lernt er dort den schwulen Polizisten Reimund kennen, der ihm, mit Hilfe seiner Verbindungen in die SS, hilft, Simons Aufenthaltsort zu finden. Beide machen sich mit einem Auto auf den Weg zum KZ Dachau, um Simon dort herauszuholen. Die anfängliche, als reine „Abholfahrt“ geplante Reise ins Unbekannte, führt, völlig unerwartet, zum Erfolg und wird zu einer ungeplanten Flucht aus Deutschland, denn alle Drei, der Polizist, der „Arier“ Mario und der freigelassene Jude Simon können nie wieder nach Hause zurück.

**Weitere Romane und Sachbücher
des Autors Christoph T. M. Krause: www.kaybook.de**

Christoph T. M. Krause

Der Jude Simon – Rettung aus Dachau

© 2026 Christoph T. M. Krause
Umschlaggestaltung, Illustration: Christoph T. M. Krause.
Kontaktadresse nach EU-Produktsicherheitsverordnung:
Christoph T. M. Krause, Heerstr. 394a, 13593 Berlin.
E-Mail: kaybook@netcologne.de
Druck und Distribution: tredition GmbH, Heinz-Beusen-Stieg 5,
22926 Ahrensburg.

978-3-384-78967-9 (Paperback)

978-3-384-78968-6 (Hardcover)

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung
des Verlages und des Autors unzulässig.

Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung
und öffentliche Zugänglichmachung.

Die Rechte zur Nutzung aller in diesem Buch dargestellten
Bilder und Illustrationen liegen dem Herausgeber vor.

Es wurden durch KI erzeugte Textpassagen verwendet.

**Bibliografische Information der Deutschen
Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

**Dieses Buch ist den jüdischen
und allen anderen Opfern des Holocaust gewidmet**

INHALT	S. 1
Über dieses Buch	2
Widmung.	6
Vorwort	9
Glückliche Zeiten.	11
Simon.	17
Das normale Leben.	23
Zeitenwende.	29
Der Schock.	33
Reimund.	37
Glück in den Schützengräbern.	41
Der Junge.	43
Der Besuch.	47
Reimund. Die Reise.	53
Mario. Nervosität.	65
Das Tor.	79
Die Flucht.	91
Epilog.	111
Anhang.	113
I. Vorbemerkungen zu Kl.	115
II. Frage an Kl. zu Route Köln – Dachau, 1933.	119
III. Bildnachweise	150

Hinweise.

Dieses Dokudrama ist rein fiktiv und soll dazu beitragen, dass die darin geschilderten, schrecklichen Ereignisse der deutschen und Weltgeschichte niemals in Vergessenheit geraten. Wie jedes Drama, kann es deshalb kleine abrundende und fiktive Elemente enthalten, die den Lesenden das Lesen erleichtern oder es bereichern sollen.

Einzelne Begebenheiten aus der Zeit des Nationalsozialismus können, darüber hinaus, dazu führen, dass Lesende von den unvorstellbaren Ereignissen im „Dritten Reich“ emotional irritiert sein könnten. Es wurde jedoch darauf verzichtet, grausame oder unerwartet brutale Einzelheiten zu beschreiben, es werden lediglich belastende Verhältnisse und Hintergründe dieser Zeit geschildert, die den Holocaust begleiteten.

Das Drama erhebt keinen Anspruch auf historische Korrektheit, zum Beispiel ist wenig bekannt, dass es bereits 1933 frühe Deportationen gegeben hatte, hier im Buch finden diese, aus internen Erwägungen heraus, ihre entsprechende Anwendung.

Vorwort.

Geschichten aus der Zeit des Dritten Reiches sind nicht immer erbaulich, eher belastend. Diese Geschichte hat natürlich genau diese Nachteile, das Schöne dabei ist jedoch, zu erfahren, dass es Menschen gab, die, ohne an ihr eigenes Wohlbefinden zu denken, Anderen, Verfolgten halfen.

Die Vorstellung, jemanden aus einem KZ zu holen, um ihn vor den sicheren Tod zu retten, klingt auf Anhieb unwahrscheinlich und recht abenteuerlich. „Normale“ Menschen hätten es für unmöglich gehalten, vor allem wir Spätergeborene allemal, weil wir heute mehr wissen, was alles passiert war. So ist es sehr ermutigend, zu erfahren, dass es immer wieder einzelne, mutige Held:innen gab, die das Unmögliche geschafft und Menschen gerettet hatten.

Unsere Geschichte erzählt von einem „arischen“ achtzehnjährigen Jungen und einem jüdischen Gleichaltrigen, die beide schwul sind und aus denen, noch in der Zeit der Weimarer Republik, ein Paar wird. Als die Nazis an die Macht kamen, hatten beide plötzlich zwei Makel, die für sie den sicheren Tod bedeuteten:

Mario, der „Deutsche“ war schwul und liebte einen Juden und Simon, war ebenso schwul und dann noch Jude. Mehr an Verfolgungsgrund konnte man nicht haben.

Als Simon ins Konzentrationslager kommt, erhält Mario unerwartete Hilfe und macht sich auf den Weg, Simon aus Dachau herauszuholen.

Zwei Menschen, Mario und Reimund, sein Helfer und Begleiter, retten Simon vor dem sicheren Tod. Wir sollten uns dieses Vorbild nehmen, für den Fall, dass wir selbst in unserer Zukunft einmal ähnlich gefordert werden sollten.

Glückliche Zeiten.

Ich war glücklich, ich hatte Simon vor einiger Zeit kennengelernt, er war genau mein Typ, hatte das gleiche Alter, wie ich und wusste noch nichts von seinem Glück, nämlich, dass ich mich in ihn verliebt hatte. Natürlich war ich noch gar nicht so weit gewesen, darüber zu sprechen, was ich für Jungs und insbesondere ihn empfand. Auch wusste ich noch gar nicht so richtig, was das bedeutete, ich hatte aber inzwischen begriffen, dass dieses Gefühl für Jungs, in meinem Umfeld und überhaupt in unserer Gesellschaft, nicht wirklich willkommen war. Manche sprachen sehr böse darüber und es war zur Zeit offenbar etwas noch viel Schlimmeres, als Jude zu sein, denn genau das war in letzter Zeit eigentlich das Hauptthema der neuen Bewegung, die sich überall so zeigte, als sei sie die Weltverbessererin und Problemlöserin schlechthin. Ihre Mitglieder:innen nannten sich Nationalsozialist:innen und hatten einen kleinen Emporkömmling als Anführer, manche nannten ihn den Kunstmaler, der sich als ein Oberschlaumeier ausgab, der alles besser konnte. Ich konnte diese Witzfigur Hitler nicht ausstehen und viele meiner Freundinnen und Freunde lachten über ihn. So konnte ich ihn nicht wirklich ernst nehmen, vor allem verstand ich überhaupt nicht, was er eigentlich gegen die Juden hatte.

Bisher hatte ich gar keinen Unterschied gemerkt, zwischen einem Juden und einem Nichtjuden, vor allem, weil sie für alle immer nur Vorteile brachten. Sie waren gute Ärzte, waren meist gut situiert und

wohnten in schönen Häusern oder Wohnungen. Vielleicht war es das, was ihnen die vielen Kleinbürger und ungebildeten Arbeiterfamilien neideten. Ich hatte mich immer in ihrer Nähe wohl gefühlt und erst in letzter Zeit, seit alle Nase lang von ihnen (schlecht) geredet wurde, war es mir überhaupt erst aufgefallen, dass sie als anders, als wir bewertet wurden. Sie waren in Wirklichkeit sonst gar nicht anders, es waren Deutsche, die im Weltkrieg für uns alle gekämpft hatten. Was sollten sie denn getan haben, dass sie plötzlich so zur Zielscheibe wurden? Bisher hatte ich immer hauptsächlich jüdische Bekannte und Freunde gehabt, aber das hatte sich so ergeben, ohne einen bestimmten Grund zu haben. Klar, die Eltern meiner Freunde waren immer alle sehr wohlhabend gewesen und so war es in ihren Häusern und Wohnungen sehr angenehm und gemütlich. Viele hatten Personal und so wurde ich meistens, wie selbstverständlich, zum Essen eingeladen, manchmal wurden auch, einfach so, meine Schuhe geputzt. Die Eltern waren immer sehr fein angezogen und behandelten mich sehr zuvorkommend und gastfreundlich. Es gab meist interessante, gebildete Gespräche, aber ohne, dass es steif oder abgehoben klang.

Einer meiner jüdischen Freunde hieß Kurt und sein Vater war ein erfolgreicher Architekt. Die Familie hatte am Ring in Köln eine riesige Wohnung, die mir eher wie ein Palast vorkam. Kurt sagte mal, es seien fast 500 qm. Ich liebte die schönen Möbel, die allesamt im aktuellen neuen Art-Deco-Stil gehalten waren und mir ein Gefühl einer neuen Epoche ver-

liehen. Diese neue Epoche hatte sich sozusagen aus den Trümmern des großen Krieges erhoben und würde später als „Gründerjahre“ bekannt werden. Gründerjahre waren die Jahre gewesen, als unser Land zum ersten Mal vereint worden war, ein gewisser Bismarck hatte dafür gesorgt, dass die deutsche Vielstaaterei zu Ende ging. Dies alles hatte zu einem regelrechten Aufbruch geführt, der vor allem in meiner Vaterstadt Köln viel Neues brachte. Ganze Stadtteile waren außerhalb der mittelalterlichen Stadtmauer hochgezogen worden und die Häuser waren stilvoll und hochherrschaftlich anzusehen. Ich liebte es, über die Ringe zu flanieren und die vielen neuen Geschäfte und auch Kinos zu betrachten. Fürs Kino hatte ich wenig Geld und so kam es, dass mich meine jüdischen Freunde, die immer mehr zur Verfügung hatten, als ich, oft einluden und mir diese neue Welt des Films näher brachten.

Kinos waren für mich wie eine Zauberwelt, da gab es diese dicken, meist roten Vorhänge, die langsam aufgezogen wurden und als erstes kam immer ein Film, der sich Wochenschau nannte. Diese Schau zeigte all das, was in der letzten Woche in der Welt passiert war und so saß ich meist, mit weit aufgerissenen Augen und manchmal auch mit einem offen stehenden Mund, in einem roten Plüschsessel und glotzte, was das Zeug hielt. Das, was mich jedoch am meisten faszinierte, war, dass ich, der ich meist mit Jungs unterwegs war, dort hier und da ein wenig mit einem von ihnen fummeln konnte. Fummeln hieß, ich berührte den Jungen, der neben mir

saß und wenn er reagierte, tat er dasselbe. Einmal war es dazu gekommen, dass ich mit einem richtig verbotene Dinge tat und war regelrecht aus dem Häuschen. In solch einer Situation sollte ich meine erste körperliche Erlösung erleben und ich wusste damals gar nicht, wie mir geschah, ich versank in eine starke Euphorie, die dazu führte, dass ich ein ausgewachsener Kinoliebhaber wurde. So bald ich mein Taschengeld bekam, ging ich, oft inzwischen auch alleine, dorthin. Das Beste war, wenn ich mich in die hintersten Ränge setzte, denn da war man recht unbeobachtet, weil die meisten ganz vorne sitzen wollten. Am allerbesten war es jedoch, in der allerletzten Reihe zu sein, denn dort konnte niemand hinter einem sitzen und etwas erspähen, was er oder sie nicht sehen sollte.

Der einzige, der dieses aufregende Erlebnis nicht besonders mochte, war mein Freund Kurt, allerdings war er nicht böse, dass ich es mal bei ihm versucht hatte, aber er sagte mir freundlich und sehr offen, dass er lieber Mädels mochte. Ich war froh, dass er mir nicht böse war. Ein paar Kinotage später, flüsterte er auf einmal, noch im Kino, bevor der Film anfang:

„Ich kenne jemand, mit dem du etwas mehr erleben kannst, als diese einfache Wichserei, er heißt Simon und ich könnte ihn dir mal vorstellen. Ich weiß von ihm selbst, dass er ausschließlich auf Jungs steht und auf der Suche nach einem Freund ist. Was hältst du davon?“



Abb. 1 (Szene nachgestellt)

Ich war total überrascht, wie offen Kurt war. Er war ein echter Freund, wie ich nun fand, der mich in keiner Weise ablehnte, im Gegenteil. Dann fügte er noch hinzu:

„Weißt du, wenn ich auf Jungs stehen würde, wärst du meine erste Wahl, Ich mag dich sehr und am Anfang dachte ich, es wäre mehr möglich mit dir, aber dann habe ich begriffen, dass ich Mädchen bevorzuge. Es ist schade und ich wünschte, es wäre anders, denn was gäbe es Besseres, als einen

Freund zu haben, den man liebt, wenn dann noch das Körperliche hinzukäme und möglich wäre. Aber leider, und das meine ich ehrlich, leider bin ich halt zu ‚normal‘.“

Er hatte das Wort „*normal*“ anders betont, um mir damit zu sagen, dass er mich nicht als „unnormal“ empfand, er hatte es in hörbare Anführungszeichen gesetzt.

All das, was ich zu dieser Zeit unserer neuen Republik erlebt hatte, hatte mir das Gefühl gegeben, dass sich die Zeiten in Deutschland doch ganz schön geändert hatten und noch immer in einer Phase der Unbekümmertheit und Offenheit befand. Alles schien möglich zu sein und all das, was wir früher nicht gedurft hatten und was verboten oder schrecklich verpönt gewesen war, nun der Vergangenheit angehörte. Und ich hatte immer mehr das Gefühl gehabt, dass es die Juden waren, die all dieses Neue befeuerten und uns gesellschaftlich weiterbrachten, auch deshalb, weil sie sich trauten, weil sie selbstbewusst und stark waren. Ich liebte sie, diese Juden und oft war es so, dass ich das Gefühl hatte, ich würde gerne einer von ihnen sein, eben Jude sein. Dass ich das sehr bald bereut hätte, wusste ich in dieser glücklichen Zeit noch nicht!

Simon.

Ich traf Simon direkt da, wo es am schnellsten ging; ich meine, wo wir am schnellsten und ohne Umschweife zu der Sache kamen, die wir beide anstrebten: im Kino. Der Film, der an diesem Tag lief, war ein Dokumentarschinken, wie so viele, die angeboten wurden, er interessierte uns mitnichten. Und obwohl es fast ganz dunkel in den letzten Reihen war, konnte ich sein leuchtendes Gesicht gut erkennen. Simon leuchtete von innen, als hätte er eine Lampe hinter seinem Kopf. Einen Moment lang dachte ich, er sei ein Engel, so makellos und schön sah er aus. Mir kam ein ungewöhnlicher Gedanke:

„Hoffentlich fallen wir bei diesem Licht nicht auf!“

Aber es war ein Licht, das im Herzen leuchtete, um uns herum blieb es dunkel. Das Erste, was er tat, er küsste mich und das so, wie ich noch nie geküsst hatte. Niemand von den anderen Jungs, mit denen ich hier verstoßen gesessen hatte, hätte es gewagt, mich zu küssen, im Gegenteil, sie hassten es und wollten es gar nicht und intuitiv hatte ich immer gewusst, dass sie nicht wirklich schwul waren, sie wollten nur die kurze Befriedigung und dann wollten sie weg. Simon war völlig anders, er ging in einem Kuss auf, er verschlang mich fast, sog mich in sich hinein, zog mir die Seele vom Leibe ab, um sie zu vereinnahmen. Alles, was neben dieser „Tätigkeit“ passierte, lief, wie von selbst, sozusagen nebenher, ohne dass das Gefühl separat war. Körper und Gefühl bildeten eine Einheit, eine Einheit des Glücks

und der Verzückung. Diese Art von Verzückung hatte ich noch nie erlebt und auch gar nicht für möglich gehalten, noch besser gesagt, ich hatte nichts, aber auch gar nichts davon geahnt und gewusst. Es war eine Erweckung und ich vergaß die Welt um mich herum.

Simon war der hübscheste Junge, den ich je gesehen hatte. Obwohl er naturgemäß ängstlich schaute, schließlich konnten wir jederzeit entdeckt werden, glich sein Gesicht einem engelsgleichen Geschöpf. Die Zeit schien still zu stehen. Vielleicht kennen auch andere Momente wie diese. Alles um einen herum existiert plötzlich nicht mehr. Der Fokus des ganzen Körpers und der Seele liegt alleine in diesem Augenblick. Die Gefahr einer Entdeckung in einem öffentlichen Kino schien sich aufgelöst zu haben, die Angst war plötzlich gewichen. Ich musste mich stark zusammenreißen, um nicht augenblicklich vor Erregung zusammenzubrechen. Ohne lange zu überlegen, öffnete ich meine Hose, wie von selbst, ich ergriff Simon an seinem Arm und zog ihn vorsichtig und langsam auf meine Seite. Mit großer Überraschung, aber durch die Gefahr der Entdeckung und die Wucht der Situation, handlungsunfähig, ließ er alles geschehen, ohne sich zu wehren. Seine tiefbraunen Augen trafen die meinen und ein unglaublich warmes Gefühl durchzog meinen ganzen Körper. Ich lächelte ihn an und gab mit Gesten zu verstehen, dass ich keine Angst hatte. Schon in diesem ersten Moment, spürte ich eine seelische Verbundenheit, die uns beide in diesem Augenblick erfasste. Die Angst wich auf beiden

Seiten und eine unerklärliche Vertrautheit erfasste meine Seele.

Ich fragte mich, wie das alles sein konnte? Vorher hatte ich all das, was ich da im Kino tat, als Spielerei empfunden, nun spürte ich, dass es etwas wirklich Ernstes war. Ich wusste nicht, wie mir geschah. Ich hatte vor diesem Erlebnis nie daran gedacht, dass diese Art von „Betätigung“ ein Lebens-thema sein könnte. Ich merkte, ich begann tatsächlich, erwachsen zu werden. Als ich zum ersten Mal, genau in diesem Moment, so etwas wie Liebe empfand, wusste ich, es würde für immer sein.

Wie von selbst und quasi „natürlich“ hatte ich mich immer für das eigene Geschlecht interessiert. Gut, ich hatte viele hübsche Jungs gesehen oder kennengelernt, ihre Schönheit und ihren Reiz wahrgenommen und bewundert. Aber eine solch erotische Komponente hatte es bisher nicht gehabt, zumindest war es mir nie bewusst geworden. Es war eben das Udenkbare. So etwas gab es einfach nicht in meiner kleinen Welt. Ich hatte davon gehört, schließlich bin ich in der Weimarer Zeit groß geworden, da wurde das bereits hier und da in großen Städten wie Köln und Berlin sichtbar. Aber in meinem Umfeld war ein solches Thema tabu, den Öffnungen der Weimarer Zeit zum Trotz, bis nach Hause war das alles noch nicht gedrungen. So war ich bisher sozusagen unbeleckt und naiv gewesen, das hatte sich nun geändert, als ich Simon an diesem schönen Frühlingmorgen im Kino begegnete. Ich war wie geblendet. Die Zeit stand still, alles lief wie

in Zeitlupe ab. Meine Knie zitterten vor Erregung und ich hatte das Gefühl, jeden Augenblick zusammenzusinken.

Was war los mit mir? War ich irre? Wie konnte das sein? Ich hatte nie für möglich gehalten, dass mich ein männliches Wesen so erfassen könnte. Es war der Moment, der alles zu verändern schien. Ich hatte das Gefühl, neu geboren zu werden. Es war eben nicht die „normale“ Art der Verliebtheit, hinzu kam das Außergewöhnliche, das Neue, eine Erweckung mitten in einem Kino, einem eigentlich total profanen Ort, ohne Romantik oder Grandesse, es war einfach ein dunkler Raum, nur erhellt durch das funzelige Licht der Leinwand, einer Fläche, die uns eine andere Welt ins Dunkle brachte.

Wirkliches und Unwirkliches schienen sich zu vermischen und so war es mit Simon und mir, wir schienen zu verschmelzen. Wir umarmten uns ganz lange, nach dem, was passiert war. Wir vergaßen die Gefahr der Entdeckung. Lange noch küssten wir uns und es öffnete sich für mich der Himmel. Es war mir plötzlich alles egal. Hättest du mich gefragt, ob ich Angst hätte, zu sterben, hätte ich gesagt, nein. Ja, ich wäre lieber sofort gestorben, als diesen Moment versäumt zu haben. Es ging auch gar nicht. Das Schicksal nahm mit uns seinen Lauf. In großer Intensität sanken wir auf den Boden, der gerade unter uns war. Wir dachten nicht an die Polsterung eines warmen Bettes oder an die sanft im Wind wiegenden Grashalme einer Frühlingswiese. Wir liebten uns an Ort und Stelle. So wie wir waren, in all

dem Dreck eines Kinosaals und der Tristesse, die uns umgab. Ich denke, dass ein solcher Moment ein evolutionärer Moment ist! Alles um diesen Vorgang wird ausgeblendet, das Adrenalin schafft Sicherheit, die nicht da ist, schafft Kraft, die nicht vorhanden ist und schafft Zukunft, die nicht gegeben ist. Es ist der Moment. Sinn des Lebens, Arterhalt, wenn auch in unserem Falle indirekt, das Wunder des Einsseins. Ich erlebte diesen Augenblick in dieser Intensität und Ursprünglichkeit, in dieser Weise, das erste Mal in meinem Leben und man wird sich sehr wundern, wahrscheinlich in dieser Form und Intensität auch nie wieder. Deshalb wusste ich, als ich langsam wieder zu mir kam, dass jetzt alles anders war. Ich wusste, ich musste etwas tun, um diesen Moment zu erhalten, ja ihn über all das zu retten, was auf uns zukommen würde.

Aber was konnte ich tun? Mir wurde plötzlich bewusst, wo ich mich befand - ich war mitten in einem Kino. Ich hatte die Aufgabe zu funktionieren, ich durfte das hier alles nicht; Liebe zwischen zwei Jungs war verboten, sogar gesetzlich, das wusste ich und ... und es schnürte mir den Hals zu, mit einem Juden, würde das nicht ein Problem werden? Plötzlich kamen mir Gedanken, die ich so noch nie gehabt hatte. Ich musste tatsächlich erwachsen geworden sein, denn über solche Fragen hatte ich noch nie nachgedacht. Der Grund war der, ich fing an, nicht mehr nur für mich alleine zu denken, ich dachte nun für zwei und der Zweite in diesem Spiel war jüdisch. Sollte das wirklich ein Problem werden können?

Mein Kopf schwirrte. Ich war hemmungslos überfordert. Plötzlich musste ich also für zwei denken.

Langsam fing sich die Welt wieder an zu drehen, die Zeit begann, weiterzulaufen. Genauso langsam erwachte ich aus meinem doch sehr realen Traum.

Wir unterhielten uns. Er war gerade 18 Jahre geworden, so wie ich. Die neue Zeit hatte schon einiges für ihn verändert. Neuerdings wurde er auf der Straße angefeindet, als Jude beschimpft. Meist waren es braun gekleidete, so genannte Hitlerjungen, die sich bereits zusammenrotteten und versuchten, Angst und Schrecken zu verbreiten. Die Polizei machte nichts. Niemand nahm sie wirklich ernst, außer die von ihnen Betroffenen. Trotzdem glaubte auch Simon noch daran, dass sich das Ganze bald wieder legen würde.

„Sie werden die nächsten Wahlen nicht gewinnen, dafür sind es noch zu wenige!“,

schien Simon zu hoffen. Ich glaubte das auch nicht oder besser gesagt, ich wollte es nicht hoffen. Aber das ungute Gefühl, tief in mir drin, blieb, wie eine lästige Fliege, bestehen und irgendein Gedanke drängte sich mir immer wieder auf, was würde geschehen, wenn es anders wäre?

Das normale Leben.

Noch schien das deutsch-jüdische Leben normal zu sein, zumindest, wenn es nicht auf der Straße stattfand, denn inzwischen vermied man es, auf offener Straße allzu sehr Freundschaften zwischen „Ariern“ und Juden zur Schau zu stellen. In den hochherrschaftlichen Villen war das noch, wie immer. Und genau das hatte ich immer so normal gefunden, mehr noch, ich hatte dabei nie einen wirklichen Unterschied zueinander gesehen. Es war üblich, dass „wir“ Weihnachten feierten, unsere jüdischen Freunde aber Hanuka. All das Unterschiedliche existierte, wie etwas Selbstverständliches, nebeneinander her. Es gab sogar gemeinsame Feiern in einem Saal und genau diese Vielfalt war es, die mir so gefiel. Ich fand es interessant und spannend, dass nicht alles gleich war. Ja, es eröffnete Horizonte, die uns zeigte, auch „wir“ waren nur eine bestimmte Kulturgruppe und nicht eine Welt, die über allem anderen stand und sich erhob. Wir Christen waren nur ein Teil des Ganzen, wie ein Stück eines Kuchens. Ein Kuchen ist ein Ganzes aus vielen Teilen, aber alle Teile gehören zu einer großen Einheit, die allen gleich schmeckt. Und selbst, wenn sie einem nicht schmeckte, gehörte das trotzdem dazu, wie im normalen Leben! Und diese Teile eines Ganzen waren geschaffen worden, wie von einer Bäckerin oder einem Bäcker, ähnlich wie die verschiedenen Menschen von unserem gemeinsamen Schöpfer ins Leben gebracht worden waren.

Für mich waren diese (neuen) Überlegungen quasi logisch und naturgegeben. Sie waren Kulturgut und Kulturrecht, nicht mehr und nicht weniger und ich hätte sie vermisst, wenn sie nicht mehr da gewesen wären. Mein Leben war auf dieser Prämisse, auf diesem Nährboden aufgebaut und hatte sich entfaltet. Und so verhielt es sich auch mit meinem „So-sein“. Sicher, da waren noch die Ressentiments der alten Zeit, aber das schien immer mehr zu verblassen. Im Reichstag sollte sogar das Gesetz geändert bzw. abgeschafft werden, dass uns „Anderen“ verbot, miteinander zu kopulieren, wie sie es nannten. Homosexualität war verboten gewesen und nun sollte sie legalisiert werden! Was für ein Fortschritt, der für sich genommen, gar keiner war, sondern er schien nur ein Fortschreiten zu sein, von etwas, was naturgegeben immer da gewesen war und ebenso, wie er immer da war, seine natürliche Berechtigung hatte. Der vermeintliche Fortschritt war eigentlich nur eine logische Anpassung ans Natürliche. Fortschritt war eine Angleichung ans „Normale“, es hätte besser **„berechtigte Richtigstellung eines natürlichen Zustandes“** heißen müssen, aber wer drückt sich schon so kryptisch aus, **„Fortschritt“** klang besser und vor allem spielte es den Machern in die Hände, sie waren die neuen Helden, jedenfalls für uns „Andere“!

Insgesamt hatten wir also Hoffnung darauf, dass alles schon gut oder besser noch, viel besser werden würde. Niemand rechnete wirklich mit Rückschritten oder Rückfällen in frühere oder sogar noch frühere Verhältnisse. Der große Krieg, hatte alles hinweggefeht, was vorher die Welt bestimmt hatte, nun konnte und musste es nur noch besser werden, das waren unsere Hoffnungen. Niemand ahnte, was tatsächlich kommen würde, Simon und ich schon mal gar nicht, wir waren sozusagen geeicht auf Zukunft. Ehrlich gesagt jedoch, dachten wir noch nicht mal mehr daran, wir waren so mit uns selbst beschäftigt, dass wir einfach alles taten, was uns in den Sinn kam.

Einmal, an einem wunderschönen ersten Frühlingsabend im Jahr 1933, verstiegen wir uns darauf, nach dem Kino, in das wir immer noch gingen und was uns zu einer schönen Gewohnheit oder sogar Tradition geworden war, dass wir uns Kaftane anzogen und damit Hand in Hand über die Ringe schlenderten. Diese Kaftane waren lange Männergewänder aus Marokko; ein jüdischer Freund von uns hatte sie von einem Besuch in Marrakesch mitgebracht. Sie waren wie ein Kleid geschnitten und reichten uns bis zu den Füßen. Auf ihrer Oberfläche waren schöne, kringelartige Verzierungen in Gold aufgebracht und die Ärmel waren bis zur Hand bedeckt. Es war herrlich, bei einem warmen Frühlingswind damit herumzustolzieren. Von unten strömte ein schöner Wind hinein und wenn man mutig war, brauchte man nichts darunter anzuziehen. Wir fühlten uns wie frei schwebende Engel und

waren so fröhlich unterwegs, dass wir die Reaktionen der Passanten gar nicht wahrnahmen. Wir waren so jung und unbefangen, dass sie uns auch gar nicht wirklich interessierten. Wir küssten uns sogar auf der Straße, was allerdings dann doch dazu führte, dass uns Leute anschrieten, es sei ungebührlich, dass solch ein Drecksvolk, wie wir, es wagen würden, auf diese perverse Weise das Stadtbild zu schänden. Man sollte uns einsperren. Einer rief sogar:

“Da seht ihr, was sich das Judenpack so traut, sie sollten erschossen werden!”.

Einer anderer antwortete:

„Bald wird es ihnen an den Kragen gehen!“

Wir erschreckten uns dann doch ganz „schön“ über solch eine Wut, die manche Leute offenbar hatten. Damit hatten wir dann doch nicht gerechnet und wir machten, dass wir, so schnell wie möglich, nach Hause kamen. Auf dem Rückweg zu Simons elterlicher Villa begegneten wir einer Horde junger Hitlerjungen, die uns allerlei zuriefen, noch blieben sie aber da, wo sie waren und kamen nicht zu uns hinüber. Das lag auch daran, dass die Straße, durch die wir liefen, voller Leute war. Noch hatten sie sich nicht getraut, uns weiter zu behelligen. Aber nun waren wir gewarnt, das, was wir da heute gemacht hatten, war offenbar das letzte Mal möglich gewesen, es wurde zusehends gefährlicher. Als wir zu Hause waren, fing Simon an zu weinen:

„Das ist das Ende der Leichtigkeit. Deutschland beginnt sich zu verändern. Wir werden es zusehends schwerer haben. Ich wünschte, wir würden bald das Land verlassen!“

Ich erinnere mich, damals dachte ich noch, das, was Simon da gesagt hatte, war doch leicht übertrieben. Aber schon bald darauf sollte ich eines Besseren belehrt werden!

Es herrschte Morgendämmerung in unserem Land. Was nach dem Aufstieg der Sonne zu sehen sein würde, würde uns nicht gefallen!

Zeitenwende.

Am 30. Januar 1933 war es dann soweit. Die Nazis hatten die Macht in unserem ersten demokratischen Staat errungen. Sie ergriffen sie nicht, wie viele es behaupteten, sie waren gewählt worden. Und sie verloren keine Zeit. Alles war insgeheim vorbereitet gewesen und niemand traute sich mehr, schon direkt am Anfang, irgendetwas dagegen zu tun. Die Demokratie, die gerade erst ihre ersten Jahre überstanden hatte (vierzehn waren es nur), wurde in Windeseile abgeschafft und zerschlagen. Die braunen Hemden waren nun überall zu sehen und fast jedes Haus schmückte eine Hakenkreuzfahne. Schon diese waren so eingängig, dass wir intuitiv wussten, das Rote stand für Feuer und Vernichtung und das schwarze Runenzeichen sah nach Tod aus.

Schon nach wenigen Wochen war Simon einfach weg, ich konnte ihn nirgends finden. Ich lief zu seinem Haus und wollte die Nachbarn befragen, aber auch diese waren nicht mehr da. Eine Passantin, die ein paar Straßen weiter wohnte, verriet es mir, als ich sie fragte:

„Sie haben sie abgeholt, es waren doch alles Juden!“

Ich konnte es nicht glauben und wollte es auch nicht! Ich lief, ohne lange zu überlegen, zur nächsten Polizeistation und fragte nach. Der diensthabende Polizist war ein alter preußischer Beamter,

so wie wir die Schutzmänner kannten. Sie waren immer freundlich gewesen, vor allem zu uns Kindern, hatten aber auch eine gewisse Strenge, die ihnen den gehörigen Respekt verschaffte. Nach einigen Minuten des Wartens, schaute er gelassen, aber nicht herablassend zu mir auf und lächelte:

„Du weißt doch Junge, nun herrscht hier ein neuer Wind. Wir als Polizei können da nichts machen. Unsere neuen Herren haben jetzt das Sagen, sie sagen, es ist eine politische Frage und wir hätten damit nichts zu tun. Wir müssen nur ausführen, was sie sagen und wenn sie befehlen, ‚holt sie ab, die Juden!‘, dann machen wir das. Ich habe nichts gegen sie, aber das tut nichts zur Sache. Aber Junge, du bist mir sympathisch und ich rufe mal wo an. Warte eine Minute.“

Er rappelte sich von seinem alten Sessel auf und ging in ein dahinter liegendes Bürozimmer, um dort zu telefonieren. Ich konnte mithören, was er zu seinem Gesprächspartner sagte:

„Hallo Reinhardt, ich habe erfahren, dass ihr die Juden aus der Bismarckstraße alle abgeholt habt. Kannst du mir einen Gefallen tun und mir verraten, wo ihr sie hingebraht habt? Ich habe hier einen Freund, dem ich einen Gefallen schulde, er sucht jemand aus dieser Straße, ich glaube, es ist sein bester Freund!“

In diesem Moment drehte sich der Polizist herum und schaute mich von drüben an. Ich glaubte, ich

sähe nicht richtig, er lächelte und kniepte mir mit einem Auge zu. Ich war wie geplättet, wusste er was oder war er einfach nur freundlich? Woher konnte er ahnen, wen ich suchte und dass es mein Freund war?

„Gut“, sagte er weiter und immer wieder

„gut, ich bin dir dankbar, du hast wieder einmal etwas gut bei mir, Reinhardt. Lass es dir gut gehen, grüße Richard.“

Als der Polizist zu mir zurückkam, sah er erleichtert aus.

„Du hast Glück, mein Freund, Reinhardt weiß alles!“,

und dann flüsterte er leise und ich dachte, das darf nicht wahr sein, er muss selbst schwul sein, denn er machte eine Geste mit seiner Hand, den nur Schwule kennen bzw. benutzen, wenn sie sich zu erkennen geben wollen, er hob die rechte Hand an ein nicht vorhandenes Dekolletee und krümmte die Hand, wie es schon einmal Damen machen. Es sah sehr feminin aus und nun wusste ich, dass ich ihm seine Hilfe deswegen zu verdanken hatte.

„Danke Herr ...“,

„Sag’ einfach Reimund zu mir, ich bin erfreut, dass ich dir helfen konnte, junger Mann!“

Ich war regelrecht euphorisch und gleichzeitig verblüfft, dass ich solch ein Glück zu haben schien.

„Ich gebe dir noch einen Tipp!“,

sagte Reimund mir mit erneut leiser Stimme:

„Lass’ nicht locker, geh’ dort hin, von dem ich dir nun noch erzählen werde. Löchere sie so lange, bis sie froh sind, wenn du wieder weg gehst. Du musst es schaffen, denn sonst siehst du deinen Freund nie wieder!“

„Warum, was passiert dort mit ihnen?!“,

fragte ich entsetzt.

„Sie ermorden sie da!“

Der Schock.



Abb. 2 (Szene nachgestellt)

Raimund hatte mir erzählt, wo sie hingbracht worden waren. In Köln, auf der rechtsrheinischen Rheinseite, direkt gegenüber dem Kölner Dom, gab es einen sogenannten Tiefbahnhof, der war unterhalb der normalen Gleishöhe am Deutzer Bahnhof zu finden. Dieser Tiefbahnhof war ein interessant gebauter und bedeutender unterirdischer Bahnhofsteil, bekannt als wichtiger Knotenpunkt für die

Schnellfahrstrecke Köln-Rhein/ Main. Der Deutzer Bahnhof als Ganzes war ein kleinerer Bahnhof direkt gegenüber dem Hauptbahnhof in Köln, der wiederum unmittelbar am Fuße des Kölner Doms lag. Man brauchte also normalerweise nur vom Hauptbahnhof über die eiserne „Hohenzollernbrücke“ zu laufen und schon war man dort. Auf dem tiefer gelegten Gleis fuhren immer schon nur Güterzüge ab und so hatten sie auch nun solche dorthin gekarrt und die Juden in diese Viehwaggons und Güteranhänger eingesperrt. Sie wurden dort wie Tiere hineingepfercht, es gab weder Sitze, noch Toiletten. So waren also bis zu Hundert Leute dort drin, die Türen wurden zugezogen, es war total dunkel und kalt und viele Leute bekamen nicht genug Luft. Simon war also auch so weggebracht worden und Reimund hatte das alles gewusst. Auf meine Frage, wohin sie gebracht worden waren, wusste er das nicht zu sagen, selbst ihm als Polizist, war die Wahrheit nicht offenbart worden.

Ich beschloss, dass ich das Ziel herausfinden musste, aber an wen oder was sollte ich mich wenden? Ich bat Reimund, einmal als Polizist am Bahnhof anzurufen und speziell für diesen Güterzug nachzufragen, um die genaue Abfahrtszeit mitgeteilt zu bekommen. Reimund tat es und bekam tatsächlich Antwort.

„Sie wurden nach Dachau gebracht.“

„Wo ist das denn?“,

fragte ich mit großen Augen.

„Das ist bei München!“

„Ach, du lieber Gott, das ist aber weit!“

„Ich lasse dich hinbringen, ich habe einen befreundeten Polizisten, der immer zwischen München und Köln hin- und herreist. Ich hatte mal was mit ihm und er schuldet mir noch etwas!“

„Was sollte ich ohne dich machen! Wenn ich nicht schon mit Simon zusammen wäre, hätte ich mich dir vor die Füße geworfen!“

sagte ich lachend.

Reimund verstand mich und sagte nur noch:

„Ich bin viel zu alt für dich, du brauchst Simon und das meine ich ernst!“

„Reimund, ich liebe dich trotzdem, du bist der Beste!“

Reimund.

Ich bin sechzig Jahre alt und Polizist aus Leidenschaft und diese Leidenschaft kam so:

Ich war Anfang Vierzig, als ich in den Krieg zog. Damals war ich regelrecht begeistert gewesen, es besonders den Franzosen mal ordentlich zu zeigen. Ich hasste diese Lebemänner, die sich für was Besseres hielten, zumindest war ich so erzogen worden, das zu glauben und obwohl ich nie einen einzigen Franzmann persönlich kennengelernt hatte, konnte ich gegen diese Abneigung nichts machen.

Dann geschah etwas, was ich nie vergessen konnte und was mein Leben komplett auf den Kopf stellte. Wir lagen 1917 in den Schützengräben, irgendwo in Belgien und es war Weihnachten. Ohne, dass irgendeiner etwas gesagt hatte, herrschte am Heiligen Abend plötzlich Geschützruhe. Man konnte keine einzige Granate hören, es war so ruhig, wie lange nicht. Plötzlich hörten wir französische Gesänge, die sich mit englischen Sprachfetzen mischten: „Merry Christmas“ wurde gesungen und die Töne dieser fast unheimlichen Stille waberten zu uns herüber. Wir krochen langsam und vorsichtig aus unseren Gräben, um oben zu schauen, was da los war, um nicht doch noch abgeschossen zu werden. Aber nichts geschah. Was ich da plötzlich zu sehen bekam, zerriss mir mein Herz. Ich sah einen kleinen Weihnachtsbaum, der sogar brennende Kerzen hatte. Er stand auf dem aufgeschütteten Hügel vor den Schützengräben der Feinde und sein Licht erstrahlte

te, als sei Christus persönlich erschienen. Ich hörte meine Kameraden weinen, es war unwirklich. Trotzdem hatten wir Angst, dass es ein Trick sein könnte.

„*Vient!*“,

rief jemand von drüben.

„*Vient*“ (kommt!)

Wir schauten uns alle an und niemand war sich sicher, ob es zu gefährlich war, aus unseren Löchern herauszukommen. Plötzlich trieb mich etwas, ich stand auf und lief einfach los. Als nichts geschah, liefen mir die anderen hinterher. Es war nur eine kurze Entfernung und wir sahen die Franzosen, mit dabei waren einige Engländer, man konnte sie an ihrer Uniform unterscheiden. Sie winkten, als wenn sie sagen wollten, kommt, kommt, lasst uns gemeinsam feiern.

Und so sprangen wir zu ihnen in die Gräben und umarmten uns. Wir waren alle recht jung und wollten den Krieg nicht, zumindest inzwischen, nachdem wir erfahren hatten, was Krieg überhaupt bedeutet. Da war etwas, was ich plötzlich dachte:

„Wir alle waren Menschen, junge Menschen und wir hatten eigentlich Besseres zu tun, als uns zu bekämpfen, zu töten.“

Es war das eindrucklichste Erlebnis meines Lebens, das sogar mehr in Erinnerung blieb, als das Elend

im Schützengraben. Diese kleine Feier, inmitten von Kälte und Dreck, inmitten unserer erbittertsten Feinde, veränderte mich für ein ganzes Leben. Plötzlich waren wir Freunde, nur für eine Nacht und als wir am nächsten Morgen wieder gegeneinander kämpfen mussten, wussten wir, dass es nicht unsere neuen Freunde waren, die unsere Feinde waren, es waren die Entscheider, die uns dort verheizt hatten. Es gab eigentlich nie einen Grund dafür, nur Machtstreben und Grausamkeit.

In dieser Nacht beschloss ich, ich wollte etwas ändern, ich wollte nach diesem Irrsinn anderen helfen und sie schützen und nie wieder bekämpfen. Meine Feinde würden die Bösen, diese Grausamen sein und nicht die „normalen Menschen“. Ich beschloss Polizist zu werden.



Abb. 3 (Ich bin der vierte Kopf von unten rechts)

Glück im Schützengraben.

Oft sehe ich mir das einzige Foto an, dass ich vom Krieg aus den Schützengräben habe. Ich sehe mich dann selbst und betrachte immer wieder den Soldat ganz links unten, denn der war in dieser Nacht mein besonderer Held. Er fragte mich, ob ich mit ihm käme, er wolle mir etwas zeigen. Niemand hinterfragte das, weil alle miteinander sprachen und immer wieder sangen. Dabei war es egal, in welcher Sprache wir sangen, alle sangen mit, auch, wenn sie nicht jedes Wort verstanden. Wir sangen und redeten und es war die schönste und aufregendste Nacht meines Lebens.

Als mich Robert also „entführte“, wusste ich noch nicht, was genau er mir zeigen wollte. Wir kletterten aus unserem Graben heraus und Robert führte mich zu einem Verschlach, den die Franzosen hinter den Schützengräben in die Erde eingebaut hatten. Dort war momentan niemand, weil alle weiter vorne alle miteinander feierten. Kaum waren wir in dieser Hütte, zog mich Robert heran und küsste mich. Was dann geschah, ließ mir den Atem stocken. Mitten in diesem Wahnsinn, mitten im Krieg, mitten in einer der kältesten Nächte, die ich je erlebt hatte, verführte mich der Feind, in Person eines Franzosen, zu etwas, was ich mich nur ganz selten und verstohlen getraut hatte. Ich wusste nicht mehr, wie mir geschah, ich vergaß alles um mich herum und wurde fast ohnmächtig.

Ich kann nicht weiter erzählen, weil es mich zu sehr schmerzt. Schon einige Wochen später erfuhr ich, dass Robert von uns erschossen worden war. Ich konnte all das nicht mehr aushalten, es war der totale Irrsinn. Ich sollte Jahre brauchen, um all das zu verarbeiten und noch heute leide und weine ich, wenn ich an Robert und diese denkwürdige Nacht denke. Am nächsten Morgen waren wir alle wieder dort, wo wir laut unserer Generäle hingehörten, in die Schützengräben, wo wir unsere Freunde fürs Leben ermorden mussten.

Der Junge.

Als dieser Junge in unsere Polizeistation hereinstürmte, sah ich auf den ersten Blick, dass wir „Brüder“ (manche von uns sagen „Schwestern“) waren. Ich hätte mich ansonsten niemals so hilfsbereit gezeigt, schon alleine, um nicht aufzufallen. Schon wieder lebten wir in einer Art Krieg, noch war er nicht heiß, sondern spielte sich in den Köpfen ab. Aus heiterem Himmel waren unsere jüdischen Mitbürger unsere Feinde geworden und niemand verstand wirklich, warum! Ich war geschockt und fand mich wieder in einer Rolle, die ich beileibe nie gewollt hatte. Ich hatte helfen wollen, indem ich Polizist geworden war. Nun sollte ich die Juden verhaften oder den Behörden zuführen. Mir hatten sie, von Anfang an, nichts vormachen können. Sie hatten versucht, ihre wahren Ziele zu verheimlichen, damit keine Panik ausbrach. Aber ich hatte es direkt gewusst, von reiner Umsiedlung in den Osten war immer die Rede, aber sobald man Menschen in Viehwaggons einsperrt, ist da mehr im Gange. Sie fuhren sie in die neu gebauten, sogenannten Konzentrationslager, die sie KL nannten. Ein alter Freund, der in der SS diente, hatte mir diese Information gesteckt. Zunächst hatte ich es nicht glauben können, aber er versicherte mir, dass es wahr wäre. Er hatte sich in die SS gerettet, denn sonst wäre er irgendwann mit Sicherheit selbst im KL gelandet, er war früher der tuntigste Schwule gewesen, den ich je gesehen hatte, nun war er einer der männlichsten Kerle, die man weit und breit finden konnte. Gewusst wie!

Als also dieser junge Kerl in meine Station kam, wusste ich, was zu tun war und rief diesen SS-Mann an. Er hatte recherchiert und da die Nazis alles akribisch dokumentierten, war der jüdische Junge schnell aufzufinden gewesen. Wir Deutsche waren halt ordentlich und schrieben alles genau auf, selbst wenn wir mordeten. Ein deutscher Literat würde Jahrzehnte später bekunden:

„Der Tod ist ein Meister aus Deutschland!“¹

Und genau das stimmte aufs Wort. Ich hatte es selbst erfahren müssen.

Mein kleiner Freund hatte sofort gesehen, dass ich ihm zugekniet hatte und ebenso schnell verstanden, dass ich auch eine „Schwester“ war. Und, ich hatte gemerkt, dass er mir vertraute. Wer hätte auch sonst einfach so einem Wildfremden gegenüber zugegeben, dass er schwul war, das musste Vertrauen für mich schaffen. Ich hoffte, er würde all das erreichen, was er vorhatte und ich wusste, was er machen werden würde. Er würde zum Lager fahren und versuchen, seinen jüdischen Freund dort herauszuholen. Leider konnte ich mir nicht vorstellen, dass er Erfolg haben würde. Die Nazis waren unerbittlich und ich war offiziell einer von ihnen, ich wusste es. Er würde selbst im Lager bleiben

¹ © Celan, Paul, Todesfuge. Gedicht, 1952 Deutsche Verlags-Anstalt München, in der Verlagsgruppe Random House GmbH, aus: Mohn und Gedächtnis. München: Deutsche Verlags-Anstalt, 1952, Gedicht „Todesfuge“.

müssen, ich konnte ihn aber nicht davon abhalten. Auch ich hatte Robert nicht dazu bringen können, mit mir aus den Schützengräben zu fliehen. Wir waren einfach dorthin zurückgekehrt.

Dann plötzlich hatte ich eine verwegene Idee.

„Warte Junge, ach, wie heißt du eigentlich?“

„Mario“,

sagte er verwundert.

„Ich habe eine Idee, komm’ heute Abend zu mir nach Hause und wir besprechen alles.“

„Worum geht es denn?,

antwortete er skeptisch.

„Das sage ich dir dann.“

Dann sagte er etwas, was uns beide zum Lachen brachte:

„Lass’ aber die Finger von mir!“,

er hatte es so formuliert, dass ich wusste, dass es Spaß war.

Der Besuch.

Irgendwie war mir dann doch aber komisch geworden, als dieser Reimund mich zu sich einlud. Auf eine merkwürdige Weise vertraute ich ihm, obwohl ich ihn kaum kannte. Aber die Tatsache, dass er auch schwul war, machte mich etwas sicherer. Trotzdem hatte ich ein ungutes Gefühl, er war zwar Polizist, aber auch ein alter Mann und ich hatte keinen Sinn für Abenteuer, schon gar nicht mit einem Mann seines Alters. Ich war trotz allem sehr neugierig und in mir wuchs das Gefühl, es wäre es in jedem Fall wert, es zu versuchen. Reimund hatte mir eine Adresse auf der anderen Rheinseite genannt, die ziemlich weit draußen lag. Ich musste mit einer Straßenbahn fahren und landete nach einer halben Stunde Fahrt in Merheim, einem fast ländlichen Stadtteil oder besser Vorort von Köln.

Reimund wohnte in einem Einfamilienhaus, das eigentlich für eine Person zu groß war, aber wer weiß, wer noch dort wohnte? Vielleicht hatte er einen Freund oder sogar eine Familie. Als ich klingelte, öffnete ein Jugendlicher, ungefähr sechzehn Jahre alt. Er fragte, zu wem ich denn wollte?

„Papa, da ist jemand für dich!“

rief er, nachdem ich ihm den Adressaten meines Besuches genannt hatte.

„Ach hallo Mario, wie schön, dass du Zeit hattest. Hast du den Weg hier ins Ausland gefunden?“

Mit Ausland meinte man in Köln gerne mal die Orte, die auf der „Schäl Sick“, der schälen Seite oder besser, der „falschen“ Seite lagen. Das Rechtsrheinische war zur Römerzeit das „wilde“ Germanien gewesen und links des Rheins hatte das Römische Weltreich gelegen, mit prunkvollen römischen Gebäuden und einem Kaiserpalast, in dem Hadrian und Trajan, als römische Herrscher, residiert hatten. Noch zu meiner Zeit empfanden die Kölner dieses „wilde“ Germanien als nicht zu ihnen gehörig, als fremdes Territorium, als Ausland. Mir selbst war es aber immer sympathisch, dieses Germanien, denn nach meiner Vorstellung, wohnten dort Leute, wie wir, freie Bürger, die sich nichts von der Obrigkeit sagen ließen.

Reimund bat mich herein und stellte mir seine Familie vor: Da war seine Frau Angelika, sein Sohn Marcel und seine Tochter Marika. Sie waren alle schöne Menschen, wie ihr Vater und ich war überrascht, wie freundlich sie alle zu mir waren.

„Ich habe meiner Familie von dir und deinem Problem erzählt und ihnen gesagt, dass ich dir helfen will. Sie wissen über alles Bescheid, vor allem, dass ich eine „verzauberte Schwester“ bin.“

Alle lachten fröhlich.

„Du kannst also offen sprechen, hier in unserem Haus gibt es keine Geheimnisse!“

Sichtlich stolz hatte er das alles erzählt und ich konnte an den Augen seiner Familie erkennen, dass es für sie in Ordnung war. Niemand schaute verschämt oder verletzt aus und ich war sehr froh, dass das alles so entspannt ablief.

Als wir alleine in seinem Bürozimmer waren, fragte ich ihn sofort:

„Wie kommt es, dass du so offen mit deiner Familie über dich und deine Neigung sprechen kannst? Das ist ja richtig einzigartig!“

„Das war zwar ein langer Weg, aber alle in meiner Familie waren dann sogar froh, denn sie lernten daraus, dass sie ihre Geheimnisse nun auch mit mir teilen konnten. Marcel beichtete mir, dass er Kommunist ist, meine Tochter gestand mir, dass sie, sobald wie möglich, heiraten will und meine Frau erzählte mir davon, dass sie mir einmal „fremd“ gegangen war. Wir sind nun eine glückliche Familie und jeder kann tun, was er möchte und achtet dabei aber darauf, dass niemand verletzt wird. Sollte das einmal passieren, sprechen wir darüber, und versuchen, eine gemeinsame Lösung zu finden.“

„Super, ich bewundere dich!“,

sagte ich mit berechtigter Beruhigung. Ich würde auf jeden Fall nichts falsch machen, dass ich in diese Familie gekommen war. Nun aber kam Reimund zum eigentlichen Grund meines Besuchs:

„Ich werde dir bei deiner Reise helfen. Ich habe sofort, als du mir deinen Plan angedeutet hast, gewusst, dass du es alleine, so, wie du bist, nicht schaffen würdest. Du brauchst mich dafür. Ich werde dich nach München begleiten und dich beschützen. Die Tatsache, dass ich Polizist bin, ist von großem Vorteil und ich kann dabei als Offizieller auftreten. Ich werde ihnen eine Geschichte erzählen und die Herausgabe deines Freundes verlangen. Ich habe bereits mit meinem Chef gesprochen, er war bereit, mir eine offizielle polizeiliche Anforderung zu schreiben, mit der das gelingen kann. Darin steht, dass ich als Polizist von meinem Vorgesetzten den Auftrag bekommen habe, deinen Freund zu verhaften und ihn ins Polizeipräsidium zu bringen. Der Grund wird der sein, dass der Jude (und er wechselte in diesen Nazijargon, um die Ernsthaftigkeit seines Vorbringens zu betonen und gleichzeitig zu üben), noch eine Anklage zu gewärtigen hätte. Er hat nämlich versucht, dich zu bestehlen und du bist so außer dir, weil er eines der wichtigsten Dinge gestohlen hat, die du hast, nämlich dein Fahrrad. Du brauchst dieses Fahrrad so dringend, weil du damit deine Familie ernähren kannst und musst. Du verdingst dich als Lebensmittelbote, der Alte und Schwache unterstützt und für sie einkaufen fährt. Das ist so eine wichtige Tätigkeit, dass du alle Hebel in Bewegung setzen willst, dass er dafür bestraft wird. Anschließend würden wir ihn wieder nach Dachau bringen, damit er dort das weiter tun kann, was er tun muss.“

Ich war restlos geplättet, ob dieser guten und ausgefeilten Idee, gleichzeitig kam mir dieses Unterfangen aber recht schwierig vor.

„Was ist, wenn sie sagen, er wird hier im KL sowieso bestraft, da können wir uns die Anklage und die Gerichtsverhandlung sparen?!“

„Das wird nicht passieren, denn die Nazis sind zwar überzeugt, dass sie nun über dem Gesetz stehen, aber noch sind sie nicht so fest im Sattel, dass sie nicht wenigstens so tun wollen, als ob sie Gesetz und Ordnung beachten. Zumal war ja das genau ihr Argument, womit sie das Volk dazu gebracht hatten, sie zu wählen, sie hatten versprochen, Recht und Ordnung wiederherzustellen.“

„Dann lass’ uns das so versuchen, ich setze damit alles auf eine Karte, wenn wir dieses Wagnis schaffen, wirst du der Zweite sein, den ich für immer lieben werde, aber denke dran, ich werde dich nur platonisch lieben können, Simon wird der Erste und einzige bleiben!“

„Das ist sehr schade!“,

lächelte Reimund vielsagend,

„Aber ich liebe dich trotzdem, mein Kleiner!“

Ich hatte mich noch nie so umsorgt gefühlt, ich liebte Reimund, auf meine Weise.

Reimund. Die Reise.¹

Ich hole den Wagen, einen Adler, in Deutz, noch vor dem ersten richtigen Morgenlicht. Die Straße ist feucht, als hätte sie in der Nacht den Atem angehalten. Der Adler steht da, dunkelrot und schwer, eine Limousine, die nicht mir gehört und es auch nicht versucht zu verbergen. Der Freund, der ihn mir geliehen hat, hat Geld. Man sieht es nicht am Goldbesatz der Karosserie, sondern an Dingen, die besonders gut funktionieren: Türen, die satt schließen, Polster, die nicht nach Schweiß riechen. Ein Motor, der nicht dauernd um Aufmerksamkeit bettelt, sondern, der wie ein Uhrwerk arbeitet.

Die Polizeiuniform liegt an, die Mütze sitzt. Ich überprüfe, was ich schon routinemäßig im Auge habe, seit ich ein Rad wechseln kann: Reifenprofil, Blick unter die Haube, Wasser, Öl, kein großes Theater, nur die richtige Reihenfolge und Entscheidung.

¹ Zugrunde liegende Quelle eines KI-basierten Texts: Quelle: Openai Chat-GPT 2025 / Modell X = GPT-4.1 (chat-gptx.de), Persönliche Kommunikation vom 26.12.2025. Siehe auch Teil II, „Frage an eine KI“. S. 119.



Abb. 4

Dann setze ich mich, stelle den Fahrersitz so ein, dass ich nicht nach einer Stunde anders sitze, als am Anfang. Dann betätige ich endlich die Zündung. Der Sechszylinder nimmt das an, als wäre es ihm gleichgültig, ob heute Sonntag ist oder nicht. Ich fahre nun los. Mario ist von Anfang an dabei und bleibt erstaunlich ruhig. Ich glaube, er ist beeindruckt von all der Technik des Wagens. Es ist seine erste Fahrt in einem Automobil, sagt er mir. Dann erst kümmere ich mich um meinen Mitreisenden:

„Mario, ich möchte dir etwas erklären: Wir werden nun ein paar Tage zusammen sein und ich wollte dich darauf vorbereiten, dass ich mich auf meine Rolle am Ziel stringent vorbereiten muss. Deshalb werde ich hier keine langen, lockeren Reden mit dir führen können, ich werde knapp und kurz sein. Bitte sieh' mir das nach. Du weißt, ich mag dich sehr und will dich unter keinen Umständen verletzen, aber es muss sein. Anders werde ich es nicht für dich schaf-

fen. Ich muss mich einfach konzentrieren. Wenn du zwischendurch denken solltest, ich würde dich schlecht behandeln oder nicht mehr mögen, so ist das falsch. Ich mag dich wirklich sehr, aber ich muss es für dich tun. Also bleib' gelassen und vertraue mir, es ist zu deinem und deines Freundes Besten!“

„Natürlich, das verstehe ich, ich mache alles das, was du sagst. Ich vertraue dir, Reimund, sehr!“

Ich lächelte und gab ihm einen sanften und sehr zurückhaltenden Kuss auf die Wange. Dann schüttelte ich mich kurz und ich selbst hatte das Gefühl, nun werde ich zu jemand anders, ich wurde wieder ein Polizist, so wie es in Preußen nun mal ist.

Man lässt Köln nicht nur einfach hinter sich, Köln arbeitet man richtiggehend ab. Die Ausfallstraßen sind früh morgens schon sehr bevölkert. Lieferwagen, Fahrräder, ein Fuhrwerk, das sich Zeit nimmt, weil es keine andere Strecke kennt. Ich fahre nicht aggressiv, ich fahre bestimmt und routiniert, routiniert kommt von Route, dem Weg folgen, den man einmal eingeschlagen hat, wie ein Schweizer Uhrwerk. Wer vor mir fährt, soll merken: Ich warte nicht auf seinen Mut.

An mehreren Häusern am Wegesrand hängen Nazi-fahnen, einfach nur so, zum Präsentieren, nach dem Motto, wir gehören nun dazu, zu dem Neuen in Deutschland oder auch, wir hängen 'raus, um zu signalisieren, *„lasst uns in Ruhe, wir zeigen euch,*

dass wir euch dulden, aber lieben tun wir euch nicht'. Andere tun es, weil sie es wollen, endlich sind wir ein neues Deutschland, hier herrscht nun Recht und Ordnung! Gedanken während der Fahrt. Manche Fahnen sind frisch aufgehängt, manche hängen schief, als hätte man sie hastig angebracht, nur damit sie überhaupt hängen. Ich registriere das und gebe dem Gedanken keinen Platz.

Heute zählt Strecke. Deutz, Kalk, hinaus, Richtung Osten. Ich halte die Geschwindigkeit so, dass der Wagen nicht unnötig leidet und ich trotzdem vorankomme. Auf dem Pflaster in den Ortskernen klingt es anders, als hätte jedes Rad einen eigenen Ton. Der Adler schluckt viel Sprit, aber die Strecke ist auch nicht glatt und es wird heute nicht mehr glatter werden. Das kostet Energie, mehr, als vorgesehen.

Hinter den letzten Kölner Ortsgrenzen werden die Orte kleiner und die Blicke der Leute am Straßenrand länger. Hier kommen nur wenige Automobile vorbei, jedes einzelne wird aufgesogen, als ritte ein Prinz durch das Dorf, um sich eine Geliebte auszusuchen. Wenn sie die Uniform sehen, gehen ihre Schultern automatisch ein Stück nach hinten, Gesichter werden höflich oder leer. Ich kenne beide Varianten. Der „neue Wind“ im Land ist am Morgen noch nicht stark, er steckt in Kleinigkeiten: in einem Schild an einem Gasthof, das vor einem Monat noch nicht dort war. In einem Schaufenster, in dem eine Zeitung so ausliegt, als wäre sie Pflichtlektüre. In einer Parole, die jemand mit Kreide an eine Wand gesetzt hat, nicht groß, nicht schön, aber mit

der Sicherheit, dass sie stehen bleiben darf. Ich halte nicht an. Wir fliegen vorbei. Die Straße zieht sich durchs Siegtal und weiter ins Hügelland. Ich fahre durch, so gut es geht, weil jeder Halt Zeit kostet und Zeit heute nicht übrig ist. Der Adler hat Kraft, aber er hat auch Gewicht. In Steigungen muss ich sauber schalten, sonst wird aus Fortschritt Verschleiß. Ich behandle den Wagen ordentlich. Geliehen ist geliehen.

Gegen sieben halte ich das erste Mal zum Tanken. Nicht, weil es dringend ist, sondern weil es vernünftig ist. Eine Tankstelle am Rand eines Ortes, Zapfsäule, ein Schild, ein Mann mit Schürze, der die Hände an einem Lappen abwischt, als hätte er auf genau diesen Moment gewartet. Er sieht die Uniform und entscheidet sich sofort für Respekt. Er hat wohl nicht allzu viel Kundschaft, wir sind ein Höhepunkt seines tristen Tages.

„Voll“,

sage ich und meine ‚voll tanken‘, weniger, ist mehr.

Er nickt, sehr schnell. Während er den Schlauch ansetzt, öffne ich die Haube, werfe den Blick hinein, den ich brauche. Ich sehe nicht alles. Ich sehe genug: nichts tropft, nichts dampft, nichts von der Technik wirkt beleidigt, ob der Belastung der Strecke. Der Mann sagt etwas, halblaut, mehr in die Luft, als zu mir. Ein Satz, der nach dem klingt, was man jetzt sagt, wenn man zeigen will, dass man auf der richtigen Seite steht. Ich antworte nicht mit der

Äußerung meiner Meinung. Ich antworte mit Dienstbeflissenheit.

„Heil Hitler“.

Das muss genügen.

„Wie komme ich am schnellsten wieder auf die Reichsstraße Richtung Frankfurt?“

Er zeigt mit der Hand, als wäre es ein Privileg, mir den Weg zu weisen. Dann schaut er kurz, ob jemand ihn dabei sieht. Ich zahle. Ich gebe ein kleines Trinkgeld, ich zeige keine Härte, ich bleibe neutral. Weiter geht's auf Strecke. Je weiter ich komme, desto deutlicher wird: Es ist nicht nur das Wetter, das sich verändert hat. In manchen Orten stehen Männer herum, die zu viele gleiche Bewegungen machen, als dass es Zufall wäre. Es ist keine Polizei. Es sind Uniformen, die nach Kostümen aussehen und trotzdem Wirkung haben. Sie stehen an Ecken, vor Wirtshäusern, an Bahnhöfen. Sie halten niemanden auf und halten doch den uralten Lauf der Dinge an. Ich lasse den Adler laufen, halte die Spur, nehme den Blick nicht unnötig von der Straße. Ich habe in Uniform schon viele Blicke ausgehalten. Diese hier sind neu: nicht nur vorsichtig, sondern prüfend, als wollten sie feststellen, ob ich „dazu gehöre“ oder nur „noch da bin“. Das ist der neue Wind, der im Land bläst. Noch nicht als Sturm, es ist zunächst nur eine Art Zugluft.

Richtung Limburg wird die Strecke zäher. Kurven, Steigungen, wieder viele Orte. Pferde sind langsam und sie wissen nicht, dass ich es eilig habe. Ich überhole, wenn es geht und ich überhole so, dass ich keine Geschichten produziere, die ich später erklären muss. Ich fahre so, dass ich am Abend noch sprechen kann, wenn ich muss. Denn ich kann nicht allzu verschwiegen bleiben, Mario braucht meine Gesellschaft, ich muss ihm Raum gewähren. Eigentlich, wenn ich ehrlich wäre, wollte ich mehr. Er ist hübsch und lieb und ich habe mir lange einen solchen Jungen gewünscht. Aber ich bin zu alt und er ist zu jung. Ich mache mich lächerlich, darüber nur nachzudenken. Deshalb ist der künstliche Abstand gut, den ich mir (und ihm) verordnet hatte. Das Argument war gut: „Ich muss mich vorbereiten!“. Er hat's geschluckt. Ich weiß, wofür es gut ist. Ich bin zu schwach, ich würde versagen!

Frankfurt kündigt sich nicht an, wie eine Stadt, sondern wie ein Zustand: dichter Verkehr, mehr Geräusch, mehr Eile. Ich kenne Frankfurt nur vom Hörensagen und von Karten. In Wirklichkeit ist jede Karte eine Lüge, weil sie nicht zeigt, wie viele Menschen gleichzeitig glauben, sie wären allein unterwegs. Ich halte irgendwo am Rand, kurz. Nicht in der Stadt selbst, sondern da, wo man noch parken kann, ohne jemanden zu blockieren. Ich trinke einen Kaffee im Stehen, auch Mario trinkt etwas Erfrischendes. Der Wirt sieht die Uniform und das Gespräch bleibt kurz, so wie ich es brauche.

„Würzburg“,

sage ich nur lapidar.

Er nennt mir die Richtung, die Straße und als er spricht, versucht er, etwas mit hineinzulegen, so einen Ton, als wäre das alles jetzt einfacher, weil man „wieder Ordnung“ habe. Ich tue, als hätte ich es nicht gehört. Ich bin nicht hier, um ihm eine Bühne zu geben. Raus aus Frankfurt. Sobald ich wieder auf Land fahre, wird es besser, nicht schnell, nur besser. Die Straße ist wieder eine Linie, keine Diskussion, wo es besser wäre. Ich halte mich an die großen Orte, an das, was ich auf den Schildern lesen kann: Aschaffenburg, Würzburg. Das ist als Navigation genug. Unterwegs sehe ich immer mehr Fahnen. Manchmal hängen sie an Häusern, die sich das nicht leisten können. Manchmal hängen sie an Häusern, die sich alles leisten können. Das Ergebnis ist dasselbe: Sie hängen nicht, weil jemand sie schön findet. Sie hängen, weil man zeigen will, dass man nicht auffällt. Und wer nicht zeigt, fällt auf.

Das denke ich nur. Ich sage es nicht. Spreche nicht darüber, es könnte Mario beunruhigen. Kurz vor Mittag wird der Hunger konkret. Ich fahre bis Würzburg durch, weil dort eine Pause Sinn ergibt: Tankstellen, Gasthäuser, Werkstätten, alles ist vorhanden. Ich will keine Pause auf halber Strecke, wo ich dann wieder anfahren muss, als hätte ich geschlafen. Ich parke so, dass ich den Adler sehe, wenn ich am Tisch sitze, von dem man hinaussehen kann. Das ist eine gute Gewohnheit. In Uniform lernt man, dass man sein Werkzeug im Blick behält. Und heute ist das Auto Werkzeug, eher Lebensrettung. Was

täten wir, ohne es?! Im Gastraum ist es nicht laut. Es ist voller Sätze, die nicht zu Ende gesprochen werden. An einem Tisch wird geredet, an einem anderen wird aufmerksam zugehört. Man spürt, wer sich sicher fühlt und wer nur so tut. Der Wirt ist höflich und seine Höflichkeit hat diese neue Außenschicht bekommen: nicht nur Service, sondern Haltung, sind gefragt. Er schaut, ob ich etwas sage, das er weiter tragen kann. Ich sage nichts. Wir essen, zügig, ohne Hast. Einmal ein Blick auf die Uhr, einmal ein Blick zur Tür. Dann schnell wieder hinaus! Beim Wagen angekommen: einmal um den Adler herum und prüfen, ob alles in Ordnung ist. Reifen. Kühler, Licht. Ein kurzer Griff an die Tür, als würde ich prüfen, ob das Metall heute noch das gleiche ist, wie am Morgen. Ich steige ein, Mario auch. Weiter Richtung Nürnberg.

Die Strecke nach Nürnberg ist fränkisch: ordentlich, aber nicht bequem. Dörfer liegen in kurzen Abständen, die nicht zum Tempo passen, das man gerne hätte. Immer wieder bremsen, erneut anfahren, stoppen und fahren. Immer wieder das gleiche Bild: Leute am Straßenrand, Schilder, die nicht neu sind, daneben Symbole, die aber neu sind. Ich sehe sie und fahre weiter. An einem Ort steht ein Laden mit beschmierter Scheibe. Sie ist nicht zerbrochen, nur markiert. Der Besitzer ist nicht zu sehen. Die Markierung ist gut sichtbar. Ich merke, dass niemand sie wegmacht. Das ist kein Zufall. Das ist eine Entscheidung, die so tut, als wäre sie natürlich. Es ist ein Hakenkreuz, es muss eine jüdische Einrichtung sein. Ich denke: Wenn man heute etwas nicht

wegmacht, ist das auch eine Haltung, die zu denken gibt.

Nürnberg erreichen wir am Nachmittag. Ich halte zum Tanken, wieder kurz, wieder ohne Gespräche. Der Tankwart ist eifriger, als die anderen. Er ist nicht unterwürfig, er ist stolz und sein Stolz wirkt, wie eine Pflicht. Er äußert eine Floskel, die eine neugierige Frage ist. Ich gebe ihm den Rahmen, in dem er sich bewegen kann:

„Dienstfahrt“,

sage ich nur, und das reicht.

Ich überprüfe wieder kurz Wasser und Öl. Der Adler läuft sauber, aber ich will nicht, dass er mir später eine Belehrung erteilt. Dann weiter. Hinter Nürnberg wird es lang. Die Zeit verschiebt sich. Man fährt und merkt erst später, dass man müde wird. Der Blick wird enger, die Hände werden schwerer. Ich halte dagegen, indem ich die Routine hochhalte: Abstand, Spur, Schalten. Keine unnötigen Risiken. Donauwörth, dann Augsburg. Ich nehme die Orte nicht als Sehenswürdigkeiten, ich nehme sie als Markierungen: hier bin ich noch im Plan, da wieder nicht. In Augsburg halte ich zehn Minuten. Nicht mehr. Beine strecken, Wasser, einmal um den Wagen laufen, ein paar Liegestützen, die gut tun. Wenn man lange fährt, ist Stillstand gefährlicher, als Bewegung: Im Stillstand merkt man plötzlich, was weh tut und dann will der Körper verhandeln. Ich verhandle nicht. Ich überspiele das.

Der Abend zieht sich Richtung München. Das Licht wird weicher, die Straße wird voller, als hätten alle beschlossen, gleichzeitig heimzukehren. Je näher die Stadt kommt, desto mehr nimmt sie Platz ein. Mehr Verkehr, mehr Geräusch, mehr Reibung. An den Einfahrten stehen wieder diese anderen Uniformen. Nicht meine. Sie sind nicht überall, aber oft genug, dass man sie nicht übersehen kann. Sie schauen in Autos hinein, als wäre jedes Gesicht eine Frage. Ich fahre gleichmäßig, halte den Blick gerade, die Uniform sichtbar. Das reduziert Fragen. München kommt dann nicht wie ein Ziel, sondern wie eine letzte Hürde. Die Stadt nimmt Tempo heraus, egal, was ich will. Ich nehme es hin, aber ich lasse mich nicht treiben. Ich arbeite mich durch, bis ich anhalten kann, ohne Chaos zu verursachen. Als ich den Adler schließlich abstelle, ist es später Abend. Meine Hände fühlen sich an, als hätte ich den ganzen Tag gegen etwas gedrückt, das nicht nachgeben wollte. Vielleicht habe ich das auch. Ich steige aus, richte die Uniform mit einem Griff, der nicht nach Eitelkeit aussieht, sondern nach Vorbereitung. In Städten zählt, wie man ankommt. Nicht, weil ich Eindruck machen will, sondern weil ich keine Zeit habe, meinen Status jedes Mal neu zu erklären.

Der „neue Wind“ ist hier nicht stärker, als unterwegs. Er ist nur dichter. Mehr Symbole, mehr Selbstverständlichkeit, mehr Menschen, die so tun, als wäre das alles schon immer so gewesen. Ich bleibe knapp und schmallippig, ich versuche, kor-

rekt zu sein. Und ich habe nicht vor, mich aufhalten zu lassen.

Mario. Nervosität.

Wir kommen bei einem Gasthof in München an. Der Motor ist noch warm, als wir den Gasthof erreichen. Nicht im Herzen der Stadt, eher da, wo München in breitere Straßen ausläuft und die Häuser zwar dicht stehen, aber nicht mehr prunken müssen. Reimund hat die Adresse nicht auswendig gewusst; er hat sie auf einer Karte gesucht, einmal mit dem Finger nachgezogen, dann los. So macht er alles: sehen, entscheiden, ausführen. Ich steige aus und sofort fühlt sich die Luft anders an, als unterwegs. Nicht nur Stadtluft. Man hört mehr Stimmen, mehr Schritte, man sieht mehr Leute, die stehen bleiben könnten, wenn sie wollten und es nicht tun. Über dem Eingang hängt ein Schild, das schon länger dort hängt, aber daneben ist etwas Neues angebracht, als hätte man dem Haus eine Haltung angeheftet. Wie unterwegs ist darauf ein Hakenkreuz und ein merkwürdiger Spruch: „Feind hört mit!“ Nur steht dort nicht, wer der Feind eigentlich ist, sind es die Juden, die Franzosen oder die Engländer?

Reimund geht voraus. Nicht schnell, nicht langsam. So, dass man ihm Platz macht, ohne dass er darum bitten muss. Innen riecht es nach Kohle, nach feuchter Wolle, nach Essen, das schon vor Stunden gekocht wurde und dessen Geruch trotzdem im Holz festsitzt. Der Schankraum ist nicht leer. Ein paar Männer sitzen an einem Tisch, gleich gekleidet, gleich in der Art, wie sie ihre Gläser halten. Nicht unbedingt laut, aber präsent, als gehörte ihnen der Lärm, auch wenn sie ihn gerade nicht be-

nutzen. Reimund schaut nur kurz hin. Nicht neugierig, nicht feindselig. Er registriert und dann weiter. Der Wirt steht hinter dem Tresen und hat die Hände beschäftigt, bis er uns sieht. Dann sind sie plötzlich ruhig. Sein Blick fällt auf Reimunds Uniform und ich sehe, wie er innerlich umstellt: vom Gastgeber zum Untergebenen, ohne dass er es zeigen will.

„Zimmer“,

sagt Reimund rüde.

Ein Wort, als wäre es ein Eintrag in ein Protokoll.

„Natürlich“,

sagt der Wirt gehorsam.

„Für... für wie viele Nächte?“

„Eine“,

antwortet Reimund gespielt schnippisch.

Der Wirt greift nach dem Buch. Dieses dicke, abgegriffene Gästebuch, das aussieht, als hätte es schon andere Zeiten überlebt. Er legt es hin, hält den Füller bereit. Für einen Moment ist es still genug, dass ich das Kratzen der Feder auf dem Papier hören würde, wenn jemand schreibt. Reimund schreibt nicht sofort. Er legt seine Papiere hin, knapp, sauber. Kein Fächern, kein Drohen. Nur der

sachliche Vorgang, der klarmacht: Das hier ist nicht die Art Gast, den man nach der Herkunft fragt. Der Wirt schaut auf die Papiere, so kurz, dass man später behaupten kann, er habe nichts gesehen. Dann nickt er.

„Zwei Betten?“

Reimund sieht mich an, nur einen Augenblick, als würde er mich prüfen wollen, er sieht meine Antwort. Die Frage des Wirts ist im Grunde unverschämt, sie suggeriert, dass wir ein Liebespaar sind. Ein älterer schwuler Polizist reist mit seinem jungen Liebhaber. Dann wieder zum Wirt.

„Zwei“,

sagt er fast vorwurfsvoll.

Der Wirt nimmt den Schlüssel vom Brett. Ein schwerer Schlüssel, der mehr Geräusch macht, als er sollte. Er nennt die Etage, erklärt den Gang, als gäbe es nur diese eine Möglichkeit. Ich merke, wie er nebenbei versucht, etwas Alltägliches in die Situation zu bringen – einen Satz über die Stadt, über die „gute Ordnung“, über „ruhige Zeiten“. Er tastet ab, wie man heute spricht, ohne etwas dabei zu verlieren. Reimund lässt ihm keinen Raum, weiter zu fabulieren.

„Telefon“,

sagt er, nicht als Frage.

Der Wirt deutet in eine Ecke, halb hinter einer Pflanze, als wäre das Gerät etwas, das man nicht zu offen zeigen will. Vielleicht, weil es modern ist. Vielleicht, weil es bedeutet, dass man Dinge in die Welt schicken kann, ohne dass der Schankraum sie hört. Nach dem Motto, „Feind hört mit!“ Reimund nimmt den Hörer, als wäre das ein Dienstapparat. Er kurbelt, wartet, sagt der Vermittlung kurz, was er braucht. Kein Name zu viel, kein Satz zu lang. Ich stehe daneben und sehe heute zum ersten Mal, dass die Fahrt auch ihn etwas gekostet hat: nicht in der Haltung, aber in den Augen, in der Art, wie er blinzelt, als müsste er den Tag noch einmal scharfstellen. Während wir warten, höre ich hinter uns Wortfetzen. Einer lacht, aber nicht wie ein Mensch, der sich freut, sondern wie einer, der gerade bestätigt wurde. Ein anderer sagt etwas über „Durchgreifen“. Jemand erwähnt „Dachau“ so, als wäre es eine Station, die jeder kennt. Der Name fällt beiläufig und genau das macht ihn schwer. Haben Sie über uns geredet, ging es um den Verdacht? Ein älterer Schwuler ...? Oder ist es das alltägliche Judengerede? Weil etwa Dachau nicht weit weg ist?

Reimund reagiert nicht sichtbar. Aber ich merke, dass er es gehört hat. Seine Hand bleibt am Hörer, ruhig, aber fester. Die Verbindung kommt. Er fragt nach einer Adresse, nach einem Weg, nach Zuständigkeiten. Nur das. Er sagt nicht, warum. Er sagt nicht, wen er aufsuchen will. Er nimmt Informationen, ordnet sie ein und ich sehe, wie er jede Antwort sofort gedanklich in Strecke übersetzt: Straße, Richtung, Zeit. Dann legt er auf.

„Morgen früh“,

sagt er zu mir, als wären wir mitten in einem Einsatz und nicht in einem Gasthof.

„Früh ’raus. Richtung Dachau. Nicht trödeln.“

Ich nicke, weil es nichts zu diskutieren gibt und weil ich spüre, dass Diskussion heute nur Unfrieden brächte. Er hatte es ja vorausgesagt und erklärt, es ist nicht er, der da spricht, es ist der Polizist mit Verantwortung, mit Auftrag. Wir nehmen den Schlüssel, gehen die Treppe hoch. Der Gang ist eng, das Holz knarrt bei jedem Schritt, als müsste das Haus bezeugen, dass wir wirklich da sind. An einer Tür hängt ein Schild „Bitte Ruhe“. Es wirkt wie aus einer anderen Welt. Im Zimmer ist es sauber genug, dass man keinen Streit anfangen müsste. Zwei Betten, Waschschüssel, Krug, ein Spiegel, der nichts verzeiht. Ich setze mich kurz auf die Bettkante und die Müdigkeit fällt mir auf die Schultern, als hätte sie nur darauf gewartet, dass ich still halte. Reimund stellt seine Sachen ab und geht sofort zum Fenster. Er zieht den Vorhang nur einen Spalt zur Seite, schaut hinaus, als würde er prüfen, ob uns die Straße beobachtet oder nur einfach vor sich hin existiert. Dann lässt er den Vorhang wieder fallen.

„Tür abschließen“,
brummt er.

Ich schließe ab. Nicht dramatisch. Einfach, weil man es tut. Unten im Schankraum wird wieder gelacht. Gläser klirren. Ein Lied setzt an, nicht laut, eher wie ein Test, ob jemand mitmacht. Es ist dieser neue Ton, der überall mitläuft: nicht immer befohlen, oft freiwillig und gerade deshalb schwer zu fassen. Reimund setzt sich nicht. Er bleibt einen Moment stehen, als würde er seinen Körper daran erinnern, dass auch Stillstand eine Disziplin ist. Dann zieht er die Mütze ab, legt sie ordentlich hin, so als gäbe es Regeln, selbst fürs Ablegen.

„Schlafen“,

sagt er.

„Wir brauchen einen klaren Kopf.“

Ich lege mich hin, aber der Tag läuft weiter in mir, als hätte sich die Straße in den Gedanken festgefahren. Ich denke an den Namen, der unten so beiläufig gefallen ist. Ich denke daran, wie leicht manche Dinge heute gesagt werden. Reimund sagt nichts mehr dazu. Er ist knapp und korrekt, bis ins Schweigen. Und gerade das macht mir klar, dass München nicht das Ziel war. München war nur der Punkt, an dem man nicht mehr fahren konnte, ohne erst zu wissen, wohin. Morgen würden wir wieder aufbrechen. Früh. Funktional. Mit der Uniform als Schlüssel und mit einem Land, das sich verändert hat, als Kulisse, die nicht mehr nur Kulisse ist. Früher Morgen in München – mildes Wetter, keine Stopps, Fahrt Richtung Dachau. Am Morgen ist das

Zimmer heller, als es sich in der Nacht angefühlt hat. Das milde Wetter macht die Geräusche weicher: kein Regen am Fenster, kein Wind, der an den Rahmen zerrt. Nur die Stadt, die schon arbeitet, bevor sie ganz wach ist. Reimund ist schneller fertig, als ich. Nicht hastig, einfach ohne Umwege. Als ich mich noch mit dem Kragen abmühe, hat er die Uniform bereits so sitzen, als wäre sie nie ausgezogen gewesen. Er nimmt die Mütze, prüft kurz, ob seine Papiere dort sind, wo sie sein müssen und nickt einmal – nicht mir zu, eher der Abfolge.

Unten im Gastraum ist der Wirt höflich und frühfreundlich, als ließe sich damit etwas glätten. Reimund lässt es bei einem knappen Gruß.

„Schlüssel“,

sagt er.

Der Wirt reicht ihn sofort, als wäre das die eigentliche Diensthandlung des Morgens. Draußen steht der Adler so, wie wir ihn gestern abgestellt haben. Das Metall hat über Nacht ein bisschen Kühle angenommen, aber nicht diese feuchte Kälte, die in die Knochen kriecht. Es ist ein Morgen, der so tut, als könne man einfach losfahren, ohne dass er etwas von einem verlangt. Reimund öffnet die Fahrtür, setzt sich, stellt den Spiegel nach, nicht nach Eitelkeit, sondern nach Sicht. Ich steige ein, schließe die Türe. Das satte „Klonk“ der Tür klingt endgültig. Motor an. Kurz im Stand. Dann los.

Wir fahren ohne Gespräch los. München ist am Morgen weniger widerständig, als am Abend; man kommt durch, wenn man nicht zögert. Reimund hält die Linie, als gäbe es nur zwei Zustände: fahren oder ankommen. Er hat gestern im Gasthof gefragt, was nötig war. Mehr muss er heute nicht wissen.

„Dachauer Straße“,

sagt er, als wir an eine größere Kreuzung kommen.

Ich habe nicht gefragt, aber ich bin froh über jedes Wort, das rein praktisch ist. Es lässt weniger Platz für das, was der Name in mir auslöst. Dachau. Der Klang sitzt seit dem Schankraum in meinem Kopf, weil er dort so beiläufig gefallen war. Wir ordnen uns ein, raus aus der Stadt in Richtung Nordwesten. Die Häuser werden niedriger, die Straßen breiter und dann beginnt dieses Zwischengelände, das zu keiner Stadt mehr gehört und doch schon nach Land riecht: Werkstätten, Lagerplätze, Schienen, Zäune. Es ist keine schöne Strecke, aber eine, die funktioniert. Reimund fährt gleichmäßig. Nicht langsam. Nicht schnell. So, dass der Wagen nicht kämpfen muss.

Ich schaue aus dem Seitenfenster, sehe Menschen auf dem Weg zur Arbeit, Fahrräder, ein paar Lastwagen. Niemand wirkt überrascht, uns zu sehen. Eine Uniform ist hier kein Ereignis, nur ein Signal. Und die Leute haben gelernt, auf Signale zu reagieren, bevor sie verstehen, wofür sie stehen. Je weiter wir hinauskommen, desto offener wird es.

Felder, flache Streifen Grün, hier und da ein Hof. Das Licht liegt bereits klar darüber, ohne hart zu sein. Es wäre ein Morgen, an dem man an irgendetwas Harmloses denken könnte, wenn man es sich leisten dürfte. An einem Weg steht ein Schild: „Richtung Dachau“. Es wirkt banal, wie ein gewöhnliches Ortsziel. Und genau das macht es schwierig: Dass etwas so Schlimmes im Tonfall eines Wegweisers daherkommen kann. Ich halte den Blick auf der Straße, weil ich nicht weiß, wohin sonst ich schauen soll.

Reimund sagt nichts, bis wir an einer Stelle vorbeikommen, an der die Straße einen leichten Knick macht und man weiter vorn einen Posten erahnen kann: ein Wachpunkt, eine Schranke oder wenigstens Männer, die nicht zufällig dort stehen. Er nimmt das Gas minimal zurück, ohne dass es wie Vorsicht aussieht. Eher wie Kontrolle.

„Du redest nur, wenn du gefragt wirst“,

sagt er.

Ich nicke. Es kommt mir vor, als hätte er das gestern schon gesagt, aber vielleicht ist das auch nur mein Kopf, der nach Wiederholungen sucht, weil Wiederholungen Halt geben. Wir fahren weiter, ohne anzuhalten. Der Wagen rollt ruhig, und doch spüre ich, wie sich die Umgebung verdichtet. Nicht durch Gebäude, sondern durch Ordnung. Mehr Zäune. Mehr klare Abgrenzungen. Mehr Stellen, an denen man merkt: Hier entscheidet nicht die Straße,

wer wohin darf, sondern Menschen. Dann sehe ich sie deutlicher: Wachleute, die nicht wie normale Polizei wirken. Ihre Haltung ist anders, weniger „Dienst“, mehr „Posten“. Sie stehen so da, als wäre die Umgebung ihr Besitz, nicht ihr Auftrag. Reimund richtet sich nicht auf. Er wird nicht steifer. Er bleibt genau so, wie er die ganze Fahrt war: knapp und korrekt. Gerade das wirkt, als hätte er sich schon vorher darauf eingestellt, dass es hier keine normalen Regeln gibt. Als wir näher kommen, hebt einer den Arm. Kein hektisches Winken. Ein Zeichen, das man nicht missversteht. Reimund bremst, rollt den Adler aus, hält. Das ist der erste echte Stillstand seit dem Gasthof und er fühlt sich an, als würde der Tag jetzt erst anfangen. Der Wachmann tritt ans Fenster. Sein Blick geht zuerst zur Uniform, dann zum Gesicht, dann wieder zur Uniform, als müsste er die Reihenfolge bestätigen. Reimund kurbelt das Fenster einen Spalt hinunter. Nicht ganz. Gerade so, dass man sprechen kann, ohne Nähe zuzulassen.

„Zweck?“

fragt der Mann. Er spricht so knapp, wie Reimund.

Reimund antwortet in dem Ton, in dem man eine Akte benennt.

„Dienstlich. Nach Dachau. Auskunft und Meldung.“

„Papiere.“

Reimund reicht sie hin, ohne Kommentar. Der Mann nimmt sie, liest, kurz, aber gründlich genug, um zu zeigen, dass er kann. Er ist nicht unterwürfig. Er ist auch nicht freundlich. Er ist einfach sicher, dass er hier die Frage stellt. Ich merke, wie mein Körper angespannt bleibt, obwohl niemand eine Hand erhoben hat. Es ist diese Art Kontrolle, die ohne Gewalt auskommt, weil sie schon als Möglichkeit im Raum steht. Der Wachmann gibt die Papiere zurück, als sei das eine Gnade, nicht ein Vorgang.

„Weiter. Geradeaus halten. Nicht abbiegen.“

Reimund nickt.

„Verstanden“,

sagt er. Fenster hoch. Gang rein. Weiter.

Wir fahren wieder an und ich habe das Gefühl, dass die Straße hinter diesem Punkt anders ist, obwohl sie gleich aussieht. Gleicher Asphalt, gleiche Spurbreite – aber ein anderes Gewicht. Als würde man in einen Bereich fahren, der nicht mehr nur geografisch ist, sondern verwaltet.

„Wie lange ...?“

setze ich an, und merke selbst, dass es keine gute Frage ist, weil sie nichts Konkretes will.

Reimund lässt den Blick auf der Straße.

„Nicht lange“,

sagt er. Dann:

„Du bleibst bei mir.“

Mehr kommt nicht. Mehr ist auch nicht nötig, um zu verstehen, dass er nicht plant, improvisieren zu müssen. Je näher wir dem Lager Dachau kommen, desto normaler wirkt die Landschaft wieder – und zugleich weniger normal. Dörfer mit sauberen Fassaden, ein paar Leute am Straßenrand, als wäre es irgendein Morgen. Dann wieder Zäune, wieder ein Tor, wieder Männer, deren Präsenz nicht zum Dorf passt und sich trotzdem durchsetzt. Ich denke daran, wie der Name unten im Gasthof gefallen ist, leicht wie eine Ortsangabe. Und ich verstehe jetzt besser, warum: Wenn man etwas oft genug in den Alltag legt, wirkt es irgendwann wie Alltag. Der Adler rollt weiter. Der Motor klingt gleichmäßig, als wüsste er nichts davon, wohin er uns trägt. Reimund hält das Lenkrad ruhig, als wäre Ruhe eine Pflicht.

Dann taucht das Ziel in einer Form auf, die nicht nach Ort aussieht, sondern nach Anlage. Nicht wie ein Platz, an dem Menschen leben, sondern wie ein Platz, an dem Menschen festgehalten werden können. Ich kann es nicht anders denken, auch wenn ich es noch nicht in Worte fasse. Reimund nimmt Geschwindigkeit heraus, sucht mit den Augen die Stelle, an der man sich melden muss und findet sie sofort – weil solche Stellen immer gleich gebaut

sind: so, dass man sie nicht verfehlt und so, dass man sie nicht ignorieren kann.

„Jetzt“,

sagt er nur.

Er fährt vor, hält dort, wo man halten soll und bevor ich überhaupt entschieden habe, wie ich atmen will, ist er schon dabei, den nächsten Schritt in eine Reihenfolge zu setzen, die für ihn nur aus Dienst besteht. Für mich besteht sie aus etwas anderem.

Aber ich folge ihm, weil es im Moment das Einzige ist, das funktioniert. Ich lege meine Hand auf seinen Arm, um ihm Mut zuzusprechen. Er schaut nach längerer Zeit zu mir herüber.

Plötzlich sehe ich, dass er Angst hat. In seinen Augen wird es feucht, es rollen Tränen. Ich liebe ihn dafür, was er tut. Er tut es für mich.



Abb. 5

Das Tor.

Als ich dieses Tor sah, fragte ich mich, so schlimm wird es hier vielleicht doch gar nicht sein. „*Arbeit macht frei*“, würde man doch nicht schreiben, wenn nicht etwas daran wäre. So etwas täte man in Deutschland doch nicht. Hier läuft normalerweise alles korrekt ab. Vielleicht ist das, was wir gehört hatten, nicht wahr und nur ein Gerücht?! Ich schöpfte Hoffnung auf Simons Freilassung. Warum sollten sie ihn nicht gehen lassen? Mein Kopf schwirrte und ich wusste weniger, als je zuvor. Ich war derart nervös, vor allem Simon vielleicht wiederzusehen, dass ich starke Magenschmerzen bekam.

Der Spruch auf dem Tor scheint uns einzuladen, es den Gefangenen gleich zu tun, arbeite, anstatt über irreguläre Dinge nachzudenken.

Wir mussten uns in eine lange Schlange einreihen. Die Menschen, die dort standen, um darauf zu warten, aus irgendwelchen Gründen vorgelassen zu werden, warteten dort, nicht wie welche, die sich an einer Konzerthalle einreihen, schick angezogen waren, um ein schönes Musikstück oder eine Opernvorstellung zu hören und zu sehen, sie waren da und wirkten niedergeschlagen, versuchten, nicht fordernd auszusehen. Sie waren Bittsteller und das zeigten sie, viele in der Schlange waren ärmlich gekleidet, vielleicht um keine Abneigung auszulösen, wenn sie gut gekleidet wären. Sie wollten vielleicht Mitleid und Nachsicht erwirken, ob dies die richtige Strategie war? Ich wusste es auf keinen Fall, was

besser wäre. Wir stellten uns, so, wie wir waren, in die Reihe ans Ende und warteten. Reimund lächelte mir zu, als wollte er sagen,

„hab’ Mut, es wird schon gelingen!“,

aber ich sah die Angst in seinen Augen, eine Angst, die einer Niederlage vorausgeht, die bereits ahnt, was kommen oder auch nicht kommen könnte. Ich schaute ihn mir noch einmal in Ruhe an, Zeit hatte ich genug, denn die Schlange bewegte sich kaum. Reimund sah für sein Alter gut aus, aber ich sah, dass er Verantwortung trug, nicht nur jetzt für mich, sondern für seine Familie. Er hatte etwas zu verlieren, seine Familie hätte zur Geisel werden können oder zum Druckmittel, etwas zu tun oder zu lassen. Er hätte verlustig gehen können, verhaftet werden, sterben können. Das alles sah ich seinen Augen und ich liebte ihn dafür, was er tat. Er war einer der wenigen Menschen, die etwas für andere tun, ohne lange zu überlegen. Einer, der eigentlich auf der andere Seite stehen musste, als Polizist. Aber er hatte sich auf meine, unsere Seite gestellt, ohne zu zögern und über Nachteile für ihn selbst nachzudenken.

Reimund hat seinen Mantel im Auto gelassen, obwohl es noch sehr frisch für Mai war. Er wollte, dass man seine Uniform gut erkennen kann, er geht kein Risiko ein, er handelt logisch, durchdacht und auf Sicherheit bedacht. Die Uniform soll Autorität, aber auch Schutz für ihn bedeuten, ohne eine Abdeckung. Er hat bereits einen kleinen Schutzmantel

am Körper, denn er trägt einen kleinen Bauchansatz, der ihn schützen soll und ich finde ihn fast sexy, er kleidet ihn, es macht ihn väterlicher. Wir haben ein Paket dabei, ich habe es gepackt, es ist etwas Kleidung und Körperhygienemittel darin. Für den Fall, dass Simon hier bleiben muss und um zu signalisieren, dass wir nicht sofort mit der Türe ins Haus fallen wollen. Die SS-Leute am Eingang sollen nicht an Entlassung denken, wenn wir kommen, damit wir den ersten Schritt hinein, erst einmal in der Tasche haben werden. Das Paket ist auch etwas, woran ich mich festhalten kann, ich fühle mich eher wie ein Kind, das unschuldig wirkt und auf diese Weise Milde erwartet, Milde, die hier wahrscheinlich nicht existiert, aber wer weiß? Vielleicht gibt es hier ja doch nur Menschen, die nur ihre Arbeit machen. Kann es überhaupt Menschen geben, die Juden wirklich hassen? Ist das alles vielleicht alles nicht wahr oder nur ein Missverständnis, eine Ente? Alle versuchen, sich ordentlich zu verhalten, als wenn Ordnung etwas am Zweck dieser Einrichtung ändern könnte. Sicher, das Lager und alles darum herum, sieht nach Ordnung aus, aber ist diese Ordnung auch rechtschaffen oder ist sie die Ordnung des Teufels, der auch in seiner Hölle durch Ordnung regiert?

Wir kommen an einen Schalter in einer Barackenwand zu, gleich sind wir dran. Kommt es nun darauf an, was wir hier sagen, wie wir aussehen, ob wir das richtige Papier dabei haben? Dort steht ein SS-Mann (man sieht es an dem Abzeichen auf seinem Revers, dort sind SS-Runen, die bereits den Teufel

symbolisieren). Dämonisch prangen die Runen auf der Uniform, die selbst bedrohlich wirkt. Schwarz, wie der Tod, mit Totenkopf, eine Uniform, die es sogar offen zeigt, dass sie für den Antichristen arbeitet. Draußen ist die scheinbare Freiheit, die auch längst keine mehr ist, im Lager finden sich Entrechtete, Nummern, Gefangene. Und mitten unter ihnen, Simon, ein achtzehnjähriger, unschuldiger Junge, der einfach nur leben und lieben will.

Reimund sagt,

„wir bringen ein Paket für einen Gefangenen.“

Ist das genug, wollen wir nicht den Gefangenen abholen, anstatt ihm persönliche Dinge zu bringen? Will Reimund erst einmal den Fuß in die Türe bekommen oder was ist sein perfider Plan? Wir hatten vorher nicht drüber gesprochen, so bin ich überrascht, was er da tut.

„Name“,

schreit der SS-Mann fast.

Reimund sagt:

„Simon Feuchtwanger, 18 Jahre“,

als könnte die Angabe des Alters, die der SS-Mann nicht erfragt hatte, Mitleid erzeugen. Weitere Worte verstehe ich nicht mehr, es ist zwar leise, eigentlich totenstill, aber in meinen Ohren summt es, ich

scheine ein Problem zu haben. Mein Körper schaltet den Ton aus, weniger hören, ist weniger Stress. Ist es der berühmte Hörsturz? Bekomme ich jetzt ein taubes Gehör? Der Mann durchsucht seine Unterlagen, wahrscheinlich sind es Gefangenenlisten mit Namen darauf. Er sucht den Buchstaben „F“ für die Nachnamen mit „F“: Feuchtwanger. Er ist sauber gekleidet, seine Hände sind ebenso proper und seine Nägel fein manikürt. Ein Teufel, der sich pflegt, der sauber tötet? Kann das sein? Alles spricht bisher gegen Chaos und Tod, es scheint Ordnung und Normalität zu herrschen. Kann so eine Tötungsmaschinerie sein? Ich taumele innerlich, was ist wahr, was ist falsch? Die Welt scheint Kopf zu stehen.

„Dieser Jude Feuchtwanger wird hier nicht geführt. Demnach ist er nicht hier.“

Reimund meldet sich zu Wort. Fest und bestimmt, und vor allem wissend, antwortet er:

„Er ist am 3. April in Köln abgeholt worden und ich habe von der SS, von einem mir persönlich bekannten Reinhardt Müller, mitgeteilt bekommen, dass Feuchtwanger hier ist.“

„Er ist hier nicht geführt!“,

sagt der Mann spröde, fast unwirsch, weil er will keinen Widerspruch, Widerspruch macht Arbeit, obwohl diese Arbeit frei macht. Ein Irrsinn.

Reimund rät ihm vorsichtig und sehr zurückhaltend:

„Könnten Sie vielleicht in einem anderen Block nachsehen, vielleicht gibt es darüber separate Listen?“

„Keine anderen Blöcke da!“,

antwortet der Mann ruhig und diesmal nicht genervt.

„Der Nächste!“

Reimund erstarrt und weiß ein paar Sekunden nichts zu sagen. Dieses *„Der Nächste“* klingt wie in einem Arztwartezimmer, *der Nächste*. Aber die hinter uns Wartenden, die jedes Wort hören und alles sehen können, bekommen zu hören, wie schnell es gehen kann, so oder so. Wegtreten oder hineinlassen. Für mich war es gelaufen, ich dachte, das war's. Ich rechnete fest damit, dass sich Reimund herumdrehen würde und ginge. Das tat er aber nicht. Er blieb einfach stehen. Er öffnet seine Brieftasche und zieht ein Stück Papier heraus. Was ist das jetzt? Hat er ein geheimes Dokument, das Türen öffnen kann? Ich werde nervös, mein Magen blubbert und ich habe das Gefühl, schwach zu werden. Vielleicht habe ich alle Besprechungsinhalte auch nur durch den Stress vergessen?!

„Hören Sie, mein Herr ...“,

wagt Reimund nun zu widersprechen,

„Ich bin kein Herr, ich bin Obersturmbannführer, mein Herr!“

Das ‚mein Herr‘, das sich auf Reimund bezieht, klingt streng, fast vorwurfsvoll, in jedem Fall brutal.

„Entschuldigung, Herr Obersturmbannführer, bitte lesen Sie meine amtliche Verfügung meines Dienstherrn. Ich habe den hoheitlichen Auftrag, diesen Feuchtwanger abzuholen, er hat einen schweren Diebstahl begangen und sollte als Jude dafür zur Verantwortung gezogen werden.“

Der SS-Mann unterbricht ihn:

„Der Jude wird hier sowieso zur Verantwortung gezogen, da braucht es keine andere Instanz mehr.“

„Da gebe ich ihnen recht, Herr Obersturmbannführer, aber es ist ein Gerichtsverfahren anberaumt worden und wir wollen, genau wie ihre Leute, doch alle, dass dem Gesetz und der Ordnung Rechnung getragen wird. Unser Führer hat versprochen, dass die verbrecherischen Unrechtsgesetze der demokratischen Bolschewiken der Dolchstoßrepublik abgeschafft werden und wir wieder eine normale Ordnung bekommen. Unser Führer wäre sicher enttäuscht, wenn wir dieses Vorhaben aushebeln würden. Wir bringen den Juden sofort nach seiner Verurteilung zurück, dann haben sie einmal mehr etwas in der Hand, um dem Judenpack zuzusetzen. Geben Sie mir bitte die Möglichkeit, diesem Ver-

brecher noch eins drauf zu geben und ihn nicht davonkommen zu lassen.“

„Gut mein Herr, Sie scheuen nicht mit klugen Argumenten, das mit dem Führer klingt gut und richtig,“

plötzlich wurde der Herr Obersturmbannführer zugänglich und sogar freundlich.

„Es macht ja nichts, wenn der Jude noch ein wenig Herzklabaster bekommt, wenn er vor seiner Hinrichtung noch ein wenig Qualen erlebt, so wie er unser Volk vor die Hunde gebracht hat. Nehmen Sie ihn also in Teufels Namen mit und sorgen Sie aber dafür, dass er eine deftige Strafe bekommt. Was eigentlich hat er denn gestohlen?“

„Ich habe extra den Geschädigten mit hierhin gebracht. Stellen Sie sich vor, der junge Mann hier, übrigens aus einer der ältesten Arierfamilien Kölns, ihre Reinrassigkeit geht bis 1589 zurück, hatte ein sehr teures Fahrrad gekauft, es hatte 500 Mark gekostet, um alten und armen Menschen zu helfen, indem er ihnen Dinge des täglichen Lebens besorgt. Diese Tätigkeit wird von der Reichs-Volkswohlfahrt organisiert. Dieses Fahrrad hat der Jude gestohlen und damit unsere Volksgemeinschaft schwer geschädigt. Eben so, wie es das Judenpack immer tut. Hier, der Mario, ist furchtbar verzweifelt, weil er den alten und armen Leuten nicht mehr helfen kann.“

„Da sollte man doch dafür sorgen, dass er bald ein neues Fahrrad bekommt. Wir haben hier im Lager

eine ganze Menge Fahrräder, die wir konfiszieren, wenn wir das Judenpack hier in der Gegend selbst abholen. Gehen Sie doch gleich mal in unser Depot, dann bekommen Sie eins. Haben Sie die Möglichkeit, das Fahrrad mit nach Hause zu nehmen?“

„Ja, sicher, Herr Obersturmbannführer ... “,

„Sagen Sie einfach Kunze zu mir, das ist jetzt genug mit dem Obersturmbannführer.“

Kunze ruft seinen Assistenten:

„Rudolf, geh’ mit den beiden hier mal ins Depot und lass’ ihnen das beste Fahrrad zukommen, das wir haben, am besten, lass’ hier den Mario sich selbst eines aussuchen!“

Dann wandte er sich wieder an uns und sagte:

„Ich werde ihre Judensau dann inzwischen hierhin bringen und dann können Sie ihn mitnehmen. Tut mir noch leid, dass ich vorhin so unwirsch war, ich habe so eine berufliche Skepsis, die hat sich aber durch ihre Uniform und ihre überzeugende Rede schnell gelegt.“

„Herr Kunze, ich weiß gar nicht, wie uns geschieht. Wir sind sehr froh, dass das nun alles so klappt. Ich danke Ihnen sehr und ich freue mich schon, Sie bald wiederzusehen, wenn wir den Juden zurückbringen werden. Vielleicht darf ich Sie ja dann mal am Abend zum Essen einladen?“

„Das machen wir, werter Herr. Ich bin sehr froh, Ihnen helfen zu können. Es sollte mehr solcher jungen Männer wie ihn hier geben, er ist ein Vorbild für alle Nationalsozialisten.“

Und er wandte sich nun an mich:

„Junge, aus dir wird noch ein ganz Großer. Vielleicht wirst du eines Tages noch nach ganz oben kommen. Ich werde dich mal an meinen Lagerleiter hier weiterempfehlen, vielleicht kannst du ja für uns in Köln arbeiten?“

„Das wäre toll, Herr Kunze, das ist seit Längerem schon mein Ziel, etwas aus mir zu machen, vor allem, für unsere Bewegung!“

Mir wurde regelrecht schlecht, ich musste mich sehr zusammennehmen, um nicht dem Herrn Obersturmbannführer, der lieber nur Kunze genannt werden wollte, vor seinem Springerstiefel zu kotzen. Wir machten, dass wir die Sache mit dem Fahrrad so schnell, wie möglich, erledigt bekamen und holten dann Simon im Raum des Herrn Kunze ab. Als ich ihn sah, wurde ich kreidebleich. Simon war so geschwächt, dass er nicht alleine stehen konnte, er hatte ungefähr die Hälfte von dem abgenommen, was er gewogen hatte, als ich ihn in Berlin gesehen hatte. Seine Augen waren blutunterlaufen und er hatte die Kopfhare geschoren bekommen, so dass er aussah, wie ein sehr kranker und alter Mann. Wir hatten nicht viel Zeit, uns zu begrüßen, vor allem hoffte ich, dass Simon mich nicht etwa umarmte,

weil er die Situation falsch einschätzte. Glücklicherweise und das ist jetzt paradox, war ich froh, dass es ihm so schlecht ging und er nicht in der Lage war, überhaupt zu reagieren. Stattdessen rief ich:

„Da ist ja das Schwein! Du solltest sofort erschossen werden, du hast mir meine Arbeit zerstört!“

Herr Kunze freute sich und lachte:

„Du hast ja eine ganz schöne Wut im Leib, aber das ist sehr verständlich. Behalte sie dir, du wirst sie noch brauchen, wir brauchen starke Leute, die uns helfen, das Judentum in Deutschland gänzlich auszurotten. Es ist wirklich eine Schande, wie die Bolschewiken in ihrer furchtbaren Republik auch noch solche Schweine ins Land geholt hatten, als wenn wir nicht schon immer ohne sie ausgekommen wären. Aber ich sollte aufhören, Sie müssen abreisen, damit sie die lange Fahrt schaffen. Hier gebe ich Ihnen noch einen Satz Handschellen mit, damit ihnen das Schwein keinen Ärger macht.“

Wir waren so kaputt, nach unserer Vorstellung und dem Redeschwall des Herrn Kunze, dass wir froh waren, endlich das Lager verlassen zu können. Als wir zum Wagen kamen, legten wir Simon vorsichtig auf den Rücksitz und Reimund rauchte erst einmal eine Zigarette.

„Das war der schlimmste Tag meines Lebens!“,

sagte Reimund zu mir.

„Für mich auch!“

Die Flucht.

Wir hatten Simon tatsächlich aus diesem Gefängnis in Dachau herausgepresst. Es war wie ein Wunder, mir wurde jetzt erst klar, dass es ohne Reimund nie und nimmer geschehen konnte. All das Ganze, was wir bisher geplant hatten, hatte mich total gestresst, ich funktionierte nur noch und das Adrenalin in meinem Körper überdeckte alles, was mich unfähig gemacht hätte. Es ging auf den Abend zu und wir mussten eine Übernachtung in der Nähe suchen. Reimund schlug vor, möglichst weit hinaus aufs Land zu fahren, damit keiner Verdacht schöpfte, dass wir irgendetwas mit dem KL zu tun hatten.

Simon sitzt hinten neben mir, er ist sehr verändert, aber übergücklich. Aus dem jungen Mann, den ich noch vor nicht allzu langer Zeit gesehen und erlebt hatte, war ein alter Mann geworden, so schien es. Er hatte sich sofort in meinen Schoß fallen lassen, um sich auszuruhen. Er kann kaum sprechen, so geschwächt ist er. Ich frage ihn nichts, ich lasse ihn einfach in meinem Schoß liegen. Er würde mir noch später sicher alles erzählen. Seine Hände sind von offenbar harter Arbeit gezeichnet. Die schönen Glieder, die ich so an ihm geliebt hatte, sind den Händen eines Geschundenen gewichen. Sie scheinen angespannt und verkrampft zu sein, als warteten sie quasi auf neue Befehle und Aufgaben. Ich streichle sie vorsichtig und das einzige, was eine Reaktion darauf hervorruft, ist, dass sie zucken.

Am Steuer, wie gewohnt, Reimund, er fährt sehr umsichtig, als wenn jede Erschütterung der hier unebenen Straßen Simon wehtun könnten. Er scheint zu wissen, was das mit ihm macht. Ich weiß, dass er wieder grübelt, plant, schon viel weiterdenkt, als wir, die wir hier im Jetzt verhaftet sind. Er fährt auch zusätzlich deshalb langsam, um niemanden von den „Eckenstehern“ auf uns aufmerksam zu machen. Ein Adler mit einem Polizisten und zwei jungen Kerlen ist vielleicht schon auffällig genug oder vielleicht aber auch nicht. Heute weiß man nicht mehr, was richtig oder falsch ist, es ist alles anders, als früher und vor allem, es ist gefährlicher, als je zuvor!

Ganz in der Nähe von Dachau sieht Reimund eine kleine Gaststätte mit einem Schild, das darauf hinweist, dass es freie Zimmer hat.

„Ich frage mal nach!“,

sagt Reimund und geht davon aus, dass wir wissen, was er meint. Wir fahren über einen kleinen Vorweg nach hinten, hinter das Haus, wo es Platz zum Parken gibt. Ich beobachte Reimund, er ist froh, dass wir uns dort verstecken können und von der Landstraße nicht zu sehen sind.

„Wenn dort ein Zimmer frei ist, redet so wenig wie möglich, wenn wir hineingehen. Simon soll sich zusammenreißen. Ich werde sagen, dass er krank geworden ist.“

„Gut“,

sage ich kurz,

Simon ist eingeschlafen, ich lasse ihn in Ruhe.
Nach nur fünf Minuten ist Reimund wieder da.

„Kommt! Es klappt, sie haben zwei Zimmer. Kostet nicht die Welt“.

Ich wecke Simon und wir steigen aus. Reimund holt unser Gepäck, Simon hat nichts, ich habe nur eine kleine Tasche und Reimund einen kleinen Tragekoffer. Wir gehen hinein und Reimund hatte bereits die beiden Zimmerschlüssel. Er selbst bleibt an einer Empfangstheke im Eingangsbereich zurück und regelt noch Nötiges. Was hat die Wirtin wohl zu seiner Uniform gesagt? Wir gehen in den ersten Stock, dort sind die Zimmer. Alles sieht etwas heruntergekommen aus, das Haus scheint aus dem vorigen Jahrhundert zu sein. Als wir unser Zimmer betreten, ist dort nur eine nackte Glühbirne an der Decke. Der Raum ist kalt, es gibt keinen Heizkörper. In der Mitte des Raumes steht ein Doppelbett mit riesigen Bettdecken darauf. Ich fühle daran und stelle fest, dass Stroh darin ist. Die Bettlaken sehen alt und nicht gerade sauber aus, aber mir ist alles egal, ich will nur, sobald wie möglich, nach Hause. Simon fällt wie ein Stein ins Bett, ich lasse ihn so, wie er ist. Ich ziehe ihn nicht mehr aus.

„Musst du noch zur Toilette?“

Er antwortet schon nicht mehr. Er schläft.

Als ich die von mir angekündigte Toilette suche, ist dort keine, ich gehe auf den Flur und sehe einen Raum am Ende des Ganges, der ein Toilettenzeichen hat. Als ich zurück ins Zimmer komme, schläft Simon immer noch. Erschöpft und voller Angst und der gleichzeitigen Hoffnung, dass alles gut gehen möge, lege ich mich auch hin. Im selben Moment klopft es an der Tür. Als ich zur Türe gehe und aufmache, steht dort Reimund.

„Ist alles in Ordnung mit Simon?“,

fragt Reimund mit sorgenvollem Gesicht. Ich nicke fragend:

„Er ist wie ein Stein ins Bett gefallen“,

flüstere ich, ohne zu wissen warum.

„Er wird den Schlaf brauchen“,

sagt Reimund und geht zum Bett und schaut nach ihm.

„Er wird nie wieder der Alte werden, er hat bereits zu viel mitgemacht. Du wirst viel Geduld haben müssen. Jetzt noch zum weiteren Plan. Wir müssen morgen so schnell, wie möglich, das Land verlassen, wir versuchen in die Schweiz zu gelangen, das wird uns retten. Wir können nicht mehr nach Hause zurück. Ich werde sehen, dass ich meine Fa-

milie kontaktiere und sie nachhole. Wenn wir zurückführen, würden wir alle von der Gestapo verhaftet werden. Das Risiko ist zu groß. Vielleicht können wir doch bald wieder zurück, wenn der ganze Spuk vorbei ist!“

„Ich bin froh, dass du uns hilfst, du bist ein Held, Reimund, warum tust du das alles für uns?“

„Es gibt nur eine Erklärung, Mario, ich bin dir total verfallen!“,

sagt er und lächelt fast traurig.

„Ich werde es wieder gut machen, Reimund, du weißt schon ... „

„Hör bloß auf, deswegen nicht, ich mache es, weil ich dich mag, nicht, weil ich dich täuschen will.“

„Ich weiß!“,

sagte ich lächelnd. Reimund war wie ein Vater.

Am nächsten Morgen brachen wir auf unsere letzte Etappe in die Freiheit auf. Die Landschaft wechselte nun, als würde jemand bei einem Film die Kulissen wechseln. Erst Vororte, dann Felder, dann diese Mischzone aus Werkstätten, Bahntrassen und Lagerplätzen. Es ist eine Art Industrieareal, in dem alles nach Öl und Produktionswerkstätten riecht, dort, wo sich kein Mensch nach fremden Fahrzeugen umsieht, weil alle mit Arbeit beschäftigt sind. Reimund benutzt ausschließlich große Verkehrswege, auch, um nicht weiter aufzufallen, denn Nebenstrecken führen zu ungewünschter Aufmerksamkeit.

Wir passieren Augsburg und dann taucht Ulm auf, alles Orte und Städte, die ich noch nicht einmal in einem Schulbuch kennengelernt hatte. Mir wird bewusst, wie wenig ich vom Deutschen Reich kenne. Später Stuttgart, schwerer Verkehr, mehr Augen, mehr Uniformen, mehr Gründe, sich unauffällig zu verhalten, obwohl man gleichzeitig auch eher in der Menge untergeht. Im Wagen wird kaum gesprochen. Ich will Reimund bei seiner anstrengenden Tätigkeit des Fahrens nicht stören und Simon schläft wieder, langsam ist es eine Tradition, dass er in meinem Schoß schlummert. Die ganze Situation unserer Fahrt, die nun eine waschechte Flucht ist, ist schwer auszuhalten. Ich hatte gehofft, von Simon mehr berichtet zu bekommen, aber ich habe schnell gemerkt, dass er gar nicht dazu in der Lage ist. Eigentlich müsste er in ein Krankenhaus, aber daran ist in Deutschland überhaupt nicht mehr zu denken. Wir müssen es schaffen, das Land so bald,

wie möglich zu verlassen. Wenn Simon sich zwischendurch einmal aufrichtet, um nach draußen zu gucken, schafft er es nur, geradeaus in Fahrtrichtung zu sehen, als könnte man die Vergangenheit nur dadurch im Zaum halten, dass man ihr nicht den Rücken zeigt. Ich sitze dicht neben ihm und halte ihn umarmt; ich vergewissere mich unwillkürlich immer wieder, ob er überhaupt noch da ist, nicht, weil ich glaube, dass er sterben könnte, sondern weil es mir selbst unwirklich vorkommt, dass wir ihn dabei haben.

Einmal – irgendwo zwischen den größeren Orten, ich könnte es nicht genau sagen – bleiben wir kurz stehen, nur so lange, wie ein Wagen bzw. seine Passagiere eben stehen müssen. Reimund steigt aus, schaut unter die Haube, nicht weil etwas defekt wäre, sondern weil er sich ablenken will, aktiv sein will. Ich gehe mit Simon nach draußen, um auszutreten. Ich muss Simon stützen und ihm helfen, seine Hosenknöpfe zu öffnen. Als wir wieder einsteigen, riechen wir nach frischer Luft und Staub, der hier auf der Straße in rauen Mengen liegt.

„Weiter“,

sagt Reimund und ich merke ihm an, dass er müde ist. Dieses „Weiter“ ist unser einziges Ziel, weiter, immer weiter, heraus aus unserem Heimatland, das uns so zusetzt und entsetzlich erschreckt und enttäuscht hat.

Je näher die Grenze kommt, desto enger wird das Atmen. Es erdrückt mich förmlich, mein Brustkorb schmerzt. Aber ich beherrsche mich, was hat Simon erleiden müssen, da sind meine Befindlichkeiten unbedeutend. Später wird die Landschaft flacher. Es wirkt, als würde es heller, je näher wir den Bergen kommen. Liegt es an der Luft oder bilden wir es uns ein? Reimund redet gar nicht, er ist wie versunken. Wie eine Maschine, die funktioniert, aber keine Sprachinstrumente hat, wie auch?! Eine Maschine schweigt. Es ist eher diese Art Licht, das hier die Felder und Dächer in den Hintergrund drängt, nach dem Motto: Hier passiert nichts Dramatisches, alles geht hier seinen gewohnten, unbedeutenden Gang. Die Gegend duckt sich, vielleicht auch davor, entdeckt zu werden? Aber gerade dieses „nicht Dramatische“ ist eine Täuschung, die man in einem Grenzbezirk immer spürt, als wenn man sich selbst beruhigen will. Grenzsituationen sind immer aufregend, weil jemand Wildfremdes einen überprüft, Koffer durchstöbert und Ausweise sichten will. Menschen, die einem fremd sind, vor allem, wenn sie noch aus einem anderen Land oder Kulturkreis sind. Ich kenne das alles noch nicht, Reimund erzählte davon. Für mich wird es der erste Grenzübertritt sein, mein Land war mir bisher immer groß genug. Reimund fährt konzentrierter, ohne dass er schneller wird. Ich sehe es an seinen Händen: sie sind fester am Lenkrad, seine Finger machen weniger kleine Bewegungen.

Simon spricht seit Stunden das erste Mal:

„Was machen wir, wenn sie uns abweisen?“

Reimund unterbricht ihn gleich, ohne ärgerlich zu sein.

„Mach’ dir keine Gedanken, wir schaffen das, wir haben es bisher geschafft, nun wird das auch noch gelingen!“

Wir beide reagieren darauf nicht mehr, er hat Recht, wir müssen nun nur nach vorne sehen, das Unvermeidliche auf uns zukommen lassen. Es nützt alles nichts. Plötzlich kommen die ersten Verkehrs- und Hinweisschilder, die nicht mehr deutsch aussehen und doch noch nicht zur Schweiz gehören. Wir befinden uns in Zwischenbereichen, wie in einem Niemandsland, dort wo Kontrolle, Ordnung und Prüfungen vorherrschen, Schilder, die nicht informieren, sondern Vorschriften verkünden. Ich merke, wie sich meine Nerven anspannen, sich meine Adern verengen. Als wäre mein Gehirn plötzlich nur noch ein Tunnel und am Ende dieses Tunnels steht ein Mann mit einem Stempel. Ich habe einen Tunnelblick. Am Grenzposten ist es recht leise. Genau das ist das Schlimme. Alles scheint wie ein fester Ablauf, der unumstößlich ist, es gibt nun kein Entinnen mehr, es ist nun, wie wir Katholiken sagen, Matthias am Ende, es gibt kein Zurück. Tacheles, sagt Simon auf Jiddisch.

Wir stellen uns an, es gibt eine Autoschlange. Ein paar Wagen vor uns, ist der Schalter, es läuft alles ruhig und ohne Hektik ab. Das gibt Hoffnung. Men-

schen, die aussehen, als würden sie zum Einkaufen fahren oder zu Verwandten, stehen in einer parallelen Fußgängerreihe, direkt neben den Fahrzeugen. Manche husten, weil sie die Abgase einnebeln. Ich empfinde Abneigung gegen sie, weil sie „normale“ Bürger sind, keine Juden, keine Flüchtlinge, keine „Sonderfälle“ und ich schäme mich im selben Moment, weil sie nichts dafür können. Als wir an der Reihe sind, tritt ein Schweizer Beamter ans Fenster. Er trägt seine Uniform anders, als die deutschen Männer, die ich in den letzten Tagen gesehen habe. Die Kleidung ist dezenter, sieht amtlicher und seriöser aus. Reimund kurbelt das Fenster herunter und ist bereit, für das, was kommt. Der Grenzer redet so, wie Reimund die letzten Tage:

„Papiere!“,

raunt der Beamte.

Reimund überreicht ihm unsere Papiere, er ist professionell und sachlich. Er macht den Eindruck, als machte er das jeden Tag. Ob das aber hilft? Der Beamte überprüft alles, sein Blick schwenkt von Reimund zu Simon, dann zu mir. Simon sitzt aufgerichtet, weil wir ihn darum gebeten haben. Des Beamten Blick bleibt an Simon hängen. Gefühlt eine halbe Ewigkeit. Er ist einer der Beamten, die intuitiv spüren, wenn etwas nicht „in Ordnung“ ist, wenn etwas nach „falsch“ riecht.

„Reisezweck?“

zeterer.

Reimund antwortet sofort, knapp und glaubwürdig:

„Kurzaufenthalt. Besuch. Weiterreise möglich.“

Ich bekomme eine innerliche Krise. Dieser Ton! Ist das nicht zu viel des Guten?

„Kann man nicht höflicher sein?!“,

denke ich noch.

Der Beamte nickt nicht. Er blättert weiter.

Dann fällt sein Blick auf ein Dokument, das nicht wie die anderen aussieht. Es ist das Papier, das abgetragen aussieht, ein wenig Patina, wie es aber meist alte Papiere haben. Ein Name. Ein Ort, der sich nicht verstecken lässt, auch wenn man ihn nicht laut ausspricht. Der Beamte schaut nun auf.

„Dachau?“,

liest er ab. Er sagt nur dieses eine Wort. Es klingt nicht nach Vorwurf oder Mitleid. Woher soll er das Lager auch kennen? Ich habe das Gefühl einer Prüfungssituation, wie damals, als ich die Hauptschule abschloss. Es war grausam, diese Angst, diese Aufregung, für was das Ganze? Im Vergleich zu jetzt, war das ein total unwichtiges Ereignis. Jetzt hatte ich Grund für Aufregung.

Für einen Moment ist alles still im Wagen, als hätten wir alle den Atem angehalten. Drei Menschen sind in der Hand eines Beamten. Er kann uns zerquetschen, wie eine Fliege oder er kann uns die Freiheit verheißen. Wir sind wie in einer Trance-Situation. Die Zeit scheint stillzustehen, es ist wieder das Adrenalin, das ich aus anderen, schöneren Situationen mit Simon kenne und erinnere. Simon richtet sich auf, er will damit vorgeben, fit und gesund zu sein, er will seine Schwäche verstecken, weil der Beamte natürlich und erwartungsgemäß jemanden nicht einlassen will, wenn er vermuten könnte, er könne der Eidgenossenschaft auf der Tasche liegen, wenn er behandelt werden müsste. Wenn er von Dachau wüsste, würde er das als Erstes denken. Ich hoffte, er wisse nichts, dann würde das gut gehen.

„Ich... ich bin entlassen worden“,

sagt er. Ich sinke in mich zusammen, ich möchte die Situation abschalten, nichts mehr hören und nichts mehr sehen. Man nennt es Fremdschämen. Der Beamte schaut ihn an, als würde er entscheiden, ob dieser Zustand des „Entlassens“ eine Tatsache oder nur der Versuch ist, ihn zu beeinflussen.

„Wie lange wollen Sie bleiben?“

fragt er und diese Frage muss jetzt richtig beantwortet werden. Richtig heißt hier:

„Nur vorübergehend, wir reisen dann weiter nach Italien zu Verwandten“,

oder so ähnlich.

Simon öffnet den Mund, und ich sehe, wie in seinem Kopf ein Durcheinander von ehrlichen Antworten um die Wahrheit ringen, die hier fehl am Platz wäre. Reimund übernimmt, bevor Simon etwas sagen kann, das uns den Garaus macht.

„Wenige Tage“,

sagt er, geistesgegenwärtig.

„die Anschrift steht auf dem Zettel in meinem Pass.“

Der Beamte nimmt das Papier, liest die Adresse, und ich sehe in seinem Blick etwas, das ich nicht deuten kann. Nicht Unglaube, eher eine logische Abwägung. Dann sagt er einen Satz, der uns das Blut in den Adern gerinnen lässt:

„Warten Sie hier. Motor aus.“

Reimund nickt, stellt den Adler ab. Wir alle sind mucksmäuschenstill.

Der Beamte geht mit den Papieren weg. Und jetzt sitzen wir hier und fühlen uns, wie in einer Sardinienbüchse, eingepfercht und ausgeliefert. Werden wir tatsächlich zurückgeschickt oder werden wir hineingelassen? Es ist wie ein russisches Roulette

mit unbekanntem Ausgang. Dieses Warten, war wie Folter. Körperliche und seelische Grausamkeit. Entscheidung über Tod oder Leben, zumindest bei Simon, vielleicht auch bei uns, wir sind Fluchthelfer, die werden auch schnell mal standrechtlich erschossen. Die Sekunden ticken auf meiner Uhr und wieder habe ich das Gefühl, die Zeit steht still.

Simon sitzt ganz still. Ich sehe eine Ader an seinem Hals, die schnell pulsiert. Er starrt auf seine Hände, als könnte er sie beruhigen, indem er sie nicht ansieht. Ich will etwas sagen – irgendetwas, aber ich habe das Gefühl, dass solche Sätze an der Grenze verboten sind, auch wenn sie nicht auf einem Schild stehen. Reimund bleibt vorne sitzen, er hält sich gerade, als helfe das, als flöße es Achtung ein. Er schaltet die Hoffnung sichtbar ab, weil er zur Salzsäule erstarrt, als hätte er Sodom erblickt. Nicht zurückschauen! Es könnte die Zukunft zeigen.

„Meinst du, es wird gut gehen?“

flüstere ich irgendwann in seine Richtung.

Reimund antwortet nicht sofort. Dann sagt er:

„Wir sind nicht die Ersten. Und nicht die Letzten.“

Was heißt das nun? ‚Wir sind nicht die Ersten, die abgewiesen werden‘ oder ‚Wir sind nicht die Ersten, die sterben werden?‘ Ich verstand ihn nicht. Er sprach, als sei er weit weg, seine Stimme war leise, aber präzise. Es machte mir noch mehr Angst. Aber

es war die Wahrheit, die bittere Wahrheit. Wir mussten mit allem rechnen. Und genau in diesem Moment fiel die Anspannung plötzlich ab, ich wurde ruhig und gefasst. Nach einer Weile kommt ein anderer Beamter zu uns. Nicht der erste Beamte. Dieser schien älter zu sein, vielleicht ein Vorgesetzter? Er hat unsere Papiere in der Hand und zeigt eine Ruhe, die mir plötzlich wieder Angst macht, Ruhe kann auch etwas Ernstes bedeuten. Er beugt sich ans Fenster.

„Sie sind deutscher Polizeibeamter?“

fragt er Reimund.

„Ja“,

sagt Reimund.

„Und die beiden Herren?“

Reimund zögerte nur kurz, unbemerkt, ohne Nervosität zu zeigen.

„Begleitung“,

sagt er.

„Der Mann hinten ist ein Freund der Familie.“

Der Beamte schaut in Richtung Simon.

„Sie waren in Haft?“

sagt er in einer Weise, als sei das Alltag, als kenne er das bereits.

Simon nickt nur.

„Warum kommen Sie in die Schweiz?“

Simon atmet ein. Diesmal spricht er langsamer, vorsichtiger. Er vollendet die Information, die Reimund begonnen hatte, er hat sich auf die Situation nun vollends eingeschossen. Er ist mitten im Film.

„Besuch“,

sagt er.

„Und Ruhe. Ich will... wieder zu mir kommen.“

Der Beamte mustert ihn. Er schaut nicht skeptisch oder abweisend. Eher neutral, als hätte er über die Zubereitung einer Mahlzeit zu entscheiden.

„Sie wissen aber ...“,

sagt er dann und man hatte den Eindruck, der Fuß war nun halb in der Tür,

„dass Sie sich anmelden müssen.“

Reimund nickt.

„Ja, das erledige ich sofort, wenn wir angekommen sein werden.“

Der Beamte hält einen Moment inne und ich spüre, wie an dieser kurzen Sprechpause ein ganzes Leben hängen kann.

„Haben Sie Geld für Ihren Unterhalt, wir möchten vermeiden, dass wir sie durchfüttern müssen?“

sagte er schon etwas lockerer, nichtsdestoweniger ernst.

Reimund antwortet wieder sofort, sachlich.

„Ja, ich bürge für ihn, ich bin Beamter, wie Sie und weiß, was zu tun ist.“

Er nennt eine Geldsumme, die er mit sich führt. Ich höre sie, aber sie klingt wie eine Erfindung, weil ich nun das Gefühl habe, diese Angaben seien Zaubersprüche: Sie können das Tor zur Freiheit, zum Überleben, jetzt gerade, in diesem Moment öffnen oder schließen. Der Beamte schaut noch einmal auf die Adresse, die Reimund angegeben hat. Dann sagt er:

„Sie fahren direkt dorthin. Anmeldung. Keine Verzögerungen.“

Er sagt damit, dass die Schweiz uns dulden wird, Wir sollen uns partout nicht einnisten, wir sind geduldet, aber nicht erwünscht. Ballast, der wieder gehen muss.

Reimund nickt.

„Verstanden.“

Der Beamte geht weg. Er hebt die Hand, ein kurzes Zeichen. Weiter in die Schweiz. Für einen Moment erstarren wir alle. Unsere Körper, gesteuert von unseren Seelen, sind noch in Schockstarre. Dann startet Reimund den Motor. Der Adler steigt wieder auf, diesmal in die Lüfte der Freiheit, Schweizer Alpenluft, das Ende der Nazidiktatur. Wir überfahren die Sichtlinie, die das Deutsche Reich, das Reich des Bösen, von der Lichtgestalt Schweiz trennt. Wir haben alle das Gefühl, diese weiße Trennlinie sei eine Mauer, die wir durchfahren müssen. In dem Moment, als wir sie überqueren, zerbricht diese Mauer in tausend Stücke, es klingt wie Glas in unseren Köpfen. Kristallglas und wir wissen noch nicht, dass dieses Kristall sehr bald ein Wort des Grauens werden wird. Es wird die Reichskristallnacht sein, die wir uns erspart haben.

Ich schaue zurück, obwohl ich es nicht mehr will. Hinter uns wird der Grenzposten kleiner, wirkt nun fast wie etwas Normales, der Schleier unserer Angst ist bereits verfliegen. Simon atmet laut durch, es ist ein langes Ausatmen, als hätte er die Luft seit Dachau angehalten.

„Wir sind tatsächlich draußen?!“,

flüstert er fast. Reimund korrigiert ihn:

„Wir sind drin und schauen nun nach vorne, nie wieder zurück. Mario lass' das!“,

„Was meinst du?“,

fragte ich.

„Schau nie wieder zurück. Du wirst nie wieder zurückkehren können.“

Und ich merkte, wie mir die Augen brannten, nicht vor Glück, eher vor dem plötzlichen Wegfall von Anspannung. Als hätte jemand ein Seil gekappt, das mich die ganze Fahrt über gehalten hat und jetzt, wo es weg ist, weiß ich nicht, wie ich stehen soll. Die Straße auf der Schweizer Seite sieht nicht anders aus. Gleicher Asphalt, gleiche Räder, gleicher Himmel, nur das Land ist ein anderes, ein zunächst nicht sichtbarer Unterschied. Aber die Welt in diesem Teil hat sich verändert, hier ist sie, wie sie vorher dort war, wo wir herkamen, unser Vaterland, das wir alle liebten, aber nun nicht mehr betreten durften. Wie lange würde das noch anhalten, würde es tausend Jahre dauern?

Und auch wenn ich noch nicht weiß, was das für uns bedeutet – ich weiß, dass wir diesen ersten Schalter überstanden haben. Nicht, weil wir schlauer waren. Sondern weil wir für ein paar Minuten glaubwürdig genug waren, um nicht zurückgeschickt zu werden.

Reimund fährt weiter, geradeaus, als wäre „geradeaus“ eine moralische Entscheidung. Simon lehnt den Kopf an die Rückenlehne und schließt die Augen. Ich lege meine Hände auf meine Knie, ge-

nauso wie er es auf der Hinfahrt tat und versuche mir einzureden, dass das Zittern jetzt aufhören darf. Es hört nicht sofort auf, aber es wird, zum ersten Mal seit Tagen, immer weniger.

Epilog.

Unsere Geschichte ist fiktiv, aber sie zeigt und ehrt all die kleinen Begebenheiten, die noch nie erzählt wurden und vielleicht nie wieder erzählt werden können. Sie zeigt, wie mutig viele Menschen waren, obwohl alles dagegen sprach, dass dieser Mut erfolgreich sein könnte bzw. dafür sprach, dass er zum Tod führen würde.

In diesem Buch kommen wir zurück in eine Zeit, als Jüdinnen, Juden und Anders- oder Nichtgläubige gemeinsam das Leben feierten. Es war normal, zusammenzuleben, alle waren Deutsche. Dann kamen die Nazis und teilten die Menschen, machten sie zu Feinden und vernichteten die eine Hälfte sogar in den Lagern. Nur ganz wenige stellten sich dagegen, halfen und riskierten ihr eigenes Leben für die anderen. Welche Kraft und welcher Mut waren nötig, um das zu schaffen. Die Mehrheit schwieg oder machte beim Holocaust mit.

Mario und Simon waren doppelt verfolgt. Der „Arier“ Marion war nicht nur schwul, sondern half einem Juden zu Flucht, Simon, der Jude, war ebenfalls nicht nur schwul, sondern eben Jude und der Polizist Reimund, auch „verzaubert“, wie er sich selbst sah, stellte sich als preußischer Beamter gegen die neue Obrigkeit und half. Drei verschiedene Lebenskonzepte, aber ein Ziel: Die Freiheit. Welches Ziel kann mehr Kraft erzeugen, als dieses Ideal.

Auch heute ist unsere Freiheit nicht in Stein gemeißelt, wir müssen täglich darum kämpfen, denn die Ewiggestrigen stehen bereits wieder bereit.

Anhang

Teil I.

Vorbemerkungen zur Verwendung von KI- (Künstliche Intelligenz) erzeugten Texten (und Bildern)

Die Texte, die nach Befragung einer KI hier eingesetzt sind, wurden als Basis einer spezifischen Frage verwendet:

Wie muss man sich 1933 eine Reise von Köln nach München bzw. Dachau mit einem KFZ vorstellen? Welche Route nahm man und wie gestaltete sich die Reise unter dem Gesichtspunkt, dass es noch kaum Autobahnen gab?

Die KI schlug eine Vielzahl von Einzelheiten vor, die sehr hilfreich, aber auch sehr umfangreich und für den hiesigen Zweck nur auszugsweise nützlich waren. Die vorgeschlagenen KI-Antworten mussten stark reduziert und überarbeitet werden. Der letzte angebotene Erzähltext, der nach einigen Rückfragen der KI zusammengestellt wurde, wurde dann bevorzugt und entsprechend des Romankonzepts inhaltlich und auch stilistisch angepasst.

Interessant und erstaunlich waren die vorgeschlagenen Einzelheiten, die so vor wenigen Monaten noch nicht möglich gewesen wären. Man stelle sich vor, die Aufstellung, die hiernach zu lesen ist, ge-

schaß in nur wenigen Augenblicken. Eine Recherche in konventionellen Publikationen hätte wahrscheinlich Wochen benötigt.

Allgemeine rechtliche Situation:

Frage an Chat-GPT:

„Besteht in ChatX Urheberrecht auf Texte oder Bilder?“

Quelle:

Openai **ChatGPT** 2025 / Modell X = GPT-4.1 (chat-gptx.de),

Persönliche Kommunikation vom 03.05.2025.

Das Thema Urheberrecht bei Inhalten, die von KI-Chatbots wie ChatGPT (und auch ChatX, sofern damit ein KI-Chatbot gemeint ist) generiert werden, ist komplex und befindet sich weltweit noch in der rechtlichen Klärung. Hier eine Übersicht zum aktuellen Stand (Stand: Juni 2024):

1. Texte.

KI-generierte Texte (wie dieser hier) gelten, nach aktuellem Stand, in den meisten Ländern nicht als urheberrechtlich geschützt, weil sie nicht von einem Menschen geschaffen wurden. Das Urheberrecht schützt in der Regel nur Werke, die auf menschlicher Kreativität beruhen.

OpenAI (ChatGPT):

Die von ChatGPT generierten Texte sind laut OpenAI nicht urheberrechtlich geschützt, das heißt: Nutzer dürfen die Inhalte frei verwenden, kopieren und weiterverarbeiten.

Eigene Verantwortung:

Es liegt jedoch in deiner Verantwortung sicherzustellen, dass du keine vertraulichen oder urheberrechtlich geschützten Informationen Dritter eingibst oder veröffentlichst.

2. Bilder

Wenn Bilder durch KI-Bildgeneratoren (wie DALL·E, Midjourney etc.) erzeugt werden:

Auch hier gilt: In den meisten Ländern sind diese Bilder nicht urheberrechtlich geschützt, da sie nicht von Menschenhand geschaffen wurden.

Einige Plattformen können eigene Nutzungsbedingungen haben – prüfe daher immer die jeweiligen AGBs.

3. Ausnahme:

Menschliche Mitwirkung.

Wenn ein Mensch einen erheblichen kreativen Beitrag leistet (z.B. durch Bearbeitung, Auswahl oder Kombination von KI-Inhalten), kann unter Umständen ein neues, schutzfähiges Werk entstehen.

4. Zusammenfassung für ChatX.

Reine KI-Texte/Bilder: Kein Urheberrechtsschutz.

Nutzung: Du kannst sie frei verwenden.

Achtung: Wenn du fremde Inhalte (z.B. Zitate, Fotos) einfügst oder verwendest, gelten weiterhin die üblichen Urheberrechte!

Quellen & weiterführende Links:

OpenAI Terms of Use

Deutsches Patent- und Markenamt: FAQ zu KI und Urheberrecht

WIPO: Copyright and Artificial Intelligence.

Teil II.

Frage an eine KI:

Openai **ChatGPT** 2025 / Modell X =
GPT-4.1 (chat-gptx.de),

Antwort an Autor auf die Anfrage:

**„Auf welche Weise und auf welcher Route
konnte man 1933 mit einem Auto
von Köln nach München gelangen?“**

Persönliche Kommunikation,
Dezember 2025.

Auf welche Weise und auf welcher Route konnte man 1933 mit einem Auto von Köln nach München gelangen?

1933 gab es **keine durchgehende Autobahnverbindung** Köln–München (die großen Reichsautobahn-Strecken wurden zwar 1933 propagandistisch angeschoben, aber die ersten längeren Abschnitte gingen erst **ab 1935** in Betrieb). Wer 1933 mit dem Auto fuhr, nutzte daher vor allem **Reichsstraßen** (Fernstraßen) und größere **Landstraßen**, die durch viele Orte führten.

Im Alltag hieß das: **langsamer**, mehr **Ortsdurchfahrten**, Kopfsteinpflaster, Bahnübergänge, teils schlechte Beschilderung, und man plante die Reise oft als **1–2 Tagesetappen**.

1.) Die wahrscheinlichste Fernroute 1933 (klassisch „ostwärts“): über Siegen – Gießen – Fulda – Würzburg – Nürnberg

Diese Route entspricht sehr gut der damaligen Logik der Fernverbindungen (und ist für eine Erzählung auch stimmig, weil sie über bekannte Knotenstädte führt).

Route (Städtefolge):

- 1.) Köln → Siegburg/Hennef (Richtung Osten)
- 2.) weiter Richtung **Siegen** (Siegerland)
- 3.) über **Gießen**
- 4.) über **Fulda**
- 5.) über **Würzburg**
- 6.) über **Nürnberg**
- 7.) weiter Richtung **Ingolstadt**
- 8.) nach **München**

Warum diese Route plausibel ist:

- 1.) Sie nutzt eine durchgehende „Kette“ größerer Städte, an denen es 1933 eher **Tankmöglichkeiten, Werkstätten, Gasthäuser** und Wegweiser gab.
- 2.) Sie vermeidet das sehr dichte und langsamere **Rheintal** (viele Orte, Kurven, Verkehr).
- 3.) Sie bringt dich über etablierte Nordwest–Südost-Verbindungen (in Reichsstraßen-Logik oft die „gerade“ Fernachse).

Entfernung & Zeit (realistisch für 1933):

- 1.) Luftlinie ist es zwar weniger, aber auf Straßen musst du eher mit **ca. 580–650 km** rechnen (je nach Absteuern/Ortsdurchfahrten).
- 2.) Reine Fahrzeit: bei einem damaligen Reisetempo von oft nur **40–60 km/h im Schnitt** (inkl. Orte) kommst du schnell auf **11–15 Stunden**.
- 3.) Typisch wäre deshalb:

- | | |
|----|--|
| 1. | Zwei Tage mit Übernachtung z. B. in Würzburg oder Nürnberg , oder |
| 2. | Ein sehr langer Tag , wenn Fahrer und Fahrzeug belastbar sind. |

Dramaturgisch gut: Diese Strecke erlaubt, dass man „Deutschland kippt“ auf dem Weg spürt: Rheinland → Mittelgebirge → Franken → Bayern.

2.) Alternative Route 1933 (südlicher „wirtschaftlich“): über Rhein/Main – Mannheim – Stuttgart – Ulm – Augsburg

Wenn du eine Route willst, die sich „größtstädtischer“ anfühlt (mehr Industrie/Handelsachsen), ist diese plausibel:

Route (Städtefolge):

- 1.) Köln → Bonn
- 2.) **Koblenz** (Rheinschiene)
- 3.) **Mainz / Wiesbaden**
- 4.) **Frankfurt am Main**
- 5.) **Darmstadt**
- 6.) **Mannheim / Heidelberg**
- 7.) **Stuttgart**
- 8.) **Ulm**
- 9.) **Augsburg**
- 10.) **München**

Besonderheiten 1933:

- 1.) Das Rheintal ist wunderschön, aber oft **zäh**: viele enge Passagen, viele Orte, viel Mischverkehr.
- 2.) Dafür ist die Route „logisch“: Wer sich an großen Städten orientiert, fühlt sich weniger verloren.

Zeit/Distanz: ähnlich wie oben, je nach Verlauf **eher etwas länger oder gleich**, aber oft mit besserer Versorgungslage unterwegs.

3.) „Auf welche Weise“ konnte man 1933 so eine Fahrt praktisch organisieren?

Je nachdem, wer fährt (Privatperson vs. Polizist), wirken Details unterschiedlich glaubwürdig.

A) Privat mit eigenem Auto

- 1.) Man plante nach **Straßenkarten/Autoatlas** (ADAC gab es bereits; außerdem regionale Straßenkarten).
- 2.) Man fuhr **bei Tageslicht**, weil: schlechte Beleuchtung, schlechte Markierungen, riskante Überholmanöver.
- 3.) Man machte **Tankstopps** viel häufiger als heute (Reichweite/Netz/Verbrauch).
- 4.) Man rechnete mit Pannen: Ersatzrad, Werkzeug, eventuell Kanister.

B) Mit einem „Mietwagen“/Taxi (Kraftdroschke)

- 1.) Es gab in Großstädten bereits Mietwagen-/Chauffeurdienste.
- 2.) Sehr teuer, aber für „jemand organisiert das“ (z. B. ein Kontakt/Beamter) als Plotmittel möglich.
- 3.) Vorteil: Der Fahrer kennt Wege/Etappen und Gasthöfe.

C) Als Polizist / Dienstfahrt (wenn das in deinem Plot wichtig ist)

- 1.) Möglich wäre eine **Dienstreise** oder „Mitfahrt“ bei einem Kollegen, der ohnehin fährt.
- 2.) Beamte hatten eher **Papiere/Dienstauftrag**, was unterwegs hilft (Kontrollen, Nachfragen, Unterkunft).
- 3.) Aber: 1933 ist politisch schon heikel; je nach Monat (früh vs. später 1933) ist die Stimmung/Willkür verschieden. Für Authentizität ist wichtig, **wann genau** (Februar? März? Sommer?) das spielt.

4.) Welche Route passt besser zu deinem Text (Köln, Kino, Deutz, frühe NS-Zeit)?

Aus dem Ton deiner Kapitel wirkt am stimmigsten:

- 1.) **Köln → Siegen → Gießen → Fulda → Würzburg → Nürnberg → Ingolstadt → München**

weil: es ist eine „gerade“ Fernreise, weniger touristisch, mehr „wir müssen da hin, egal wie“.

Die Rheinroute wirkt eher wie: „Wir fahren bewusst über große Städte und bleiben in der Zivilisation“.

5.) Zwei kurze Rückfragen, damit ich es für deine Szene ganz präzise mache

- 1.) **In welchem Monat 1933** soll die Fahrt stattfinden (Winter/Frühjahr/Sommer)? Das entscheidet über **Straßenzustand, Tageslicht, Reisezeit**.
- 2.) Wer fährt genau (junger Ich-Erzähler allein, mit Raimund, mit einem Kollegen, Chauffeur)? Und **welcher Wagentyp** ungefähr (kleiner Opel/DKW vs. großer Mercedes-Dienstwagen)?

Wenn du das beantwortest, kann ich dir die Route als **konkrete Tagesetappen** (mit plausiblen Zwischenstopps/Übernachtungsorten) ausarbeiten, so dass sie sich im Roman „echt“ anfühlt.

Monat Mai, es fährt der Polizist Reimund, der Wagentyp soll glaubwürdig sein, er wurde von einem reichen Freund geliehen

Im Mai 1933 ist das für deine Szene sehr gut machbar – **aber eben nicht über Autobahn**, sondern über ein Netz aus **Reichsstraßen/Landstraßen** mit vielen Ortsdurchfahrten. Für einen Polizisten wie Reimund ist zusätzlich plausibel: **früher Start, stramme Tagesetappe**, klare Zwischenstopps (Tanken, Essen, Reifencheck).

Unten bekommst du:

- 1.) **eine glaubwürdige Fahrzeugwahl** (inkl. 2 Alternativen)
- 2.) **eine historisch plausible Route** Köln → München (mit Etappen)
- 3.) **realistische Reisezeiten** für Mai 1933
- 4.) kleine Details, die die Szene „echt“ wirken lassen

1.) Glaubwürdiger Wagentyp (geliehen von einem reichen Freund)

**Beste Wahl (sehr stimmig, „reich, aber nicht absurd selten“):
Adler Standard 6 (Limousine oder Cabriolet)**

Warum das gut passt:

- 1.) **Adler** war in den frühen 1930ern eine typische **Oberschicht-/Geschäftswagenmarke** (nicht exotisch, aber eindeutig „gehoben“).
- 2.) Ein **6-Zylinder** ist für eine lange Fernfahrt über Mittelgebirge und schlechte Straßen deutlich glaubwürdiger als ein kleines 20-PS-Auto.
- 3.) Als „Auto eines reichen Freundes“ wirkt ein Adler sofort plausibel, ohne gleich nach Staatskarosse zu klingen.

Wie du ihn im Text knapp verankern kannst (ohne Technikporn):

- „eine dunkle Adler-Limousine, seidenweich laufender Sechszylinder“
- „breite Kotflügel, großes Lenkrad, Ledergeruch, Werkzeugrolle im Seitenteil“

Alternative 1 (klassisch deutsch, zuverlässig): Mercedes-Benz Typ 170 (W15)

Warum plausibel:

- 1.) Mercedes war für Wohlhabende absolut typisch.
- 2.) Der Typ ist „gutbürgerlich reich“ – eher Arzt/Architekt/Unternehmer als Adel.

Für die Erzählung: wirkt etwas weniger „imposant“ als ein Adler Standard 6, aber sehr glaubwürdig.

Alternative 2 (wirklich groß, sehr reich): Horch 830 (ab 1933)

Warum nur, wenn du bewusst „sehr reich“ willst:

- 1.) Horch ist klar Luxusklasse; das ist schon fast „Industriearon“.
- 2.) Wenn der Freund extrem wohlhabend ist (Villa, Chauffeur, Kunst), kann es passen.

Mein Rat: Nimm **Adler Standard 6** oder **Mercedes 170**. Das ist für einen geliehenen Wagen eines reichen Freundes am stimmigsten und „trägt“ die Strecke.

2.) Die plausibelste Route Köln → München im Mai 1933 (ohne Autobahn)

Für einen Fahrer, der **effizient** ankommen will (und nicht „Rheinromantik“ fährt), ist diese Achse sehr plausibel:

Köln → Siegen → Gießen → Fulda → Würzburg → Nürnberg → Ingolstadt → München

Warum genau diese Linie passt:

- 1.) Sie verbindet **große Knotenstädte** (Orientierung, Tankstellen, Werkstätten, Gasthöfe).
- 2.) Du hast weniger „schlängelnde Engstellen“ als am Rhein.
- 3.) Sie wirkt wie eine Strecke, die jemand fährt, der „eine Mission“ hat.

3.) Etappenplan (realistisch für Mai 1933)

Im Mai ist es lange hell. Trotzdem: 600+ km auf damaligen Straßen sind eine Belastung. Ich gebe dir zwei Varianten: **realistisch/sauber** (2 Tage) und **dramatisch/missionarisch** (1 langer Tag).

Variante A: 2 Tage (am glaubwürdigsten und narrativ gut)

Tag 1: Köln → Würzburg (oder Umgebung)

- 1.) Start sehr früh: **ca. 05:00–06:00**
- 2.) Stopps:

1. Vormittag irgendwo zwischen **Siegen/Gießen** (Tanken + Kaffee)
2. Mittag zwischen **Fulda** und vor **Würzburg** (Essen, kurzer Reifen-/Wassercheck)
- 3.) Ankunft: **später Nachmittag / früher Abend**
- 4.) Übernachtung: Gasthof/Pension (für einen Polizisten plausibel: „Ich kenne da wen“ oder schlicht „Dienstreise“)

Tag 2: Würzburg → München (+ weiter nach Dachau)

- 1.) Start: **07:00–08:00**
- 2.) Stopps: ein Tank-/Pausenhalt Richtung **Nürnberg** oder danach
- 3.) Ankunft München: **Nachmittag**
- 4.) Danach: München → Dachau ist dann „nur noch“ eine zusätzliche Strecke (für den Plot gut: erst Großstadt, dann Lagerrealität).

Variante B: 1 Tag (geht, aber nur mit Härte und Risiko)

- 1.) Start: **04:30–05:30** (wirklich im Morgengrauen)
- 2.) 3–5 Stopps (Tanken/Toilette/Essen)
- 3.) Ankunft München: **20:00–22:00** je nach Pannen/Verzögerungen

Diese Variante wirkt besonders passend, wenn Reimund getrieben ist („wir müssen heute noch...“). Aber sie sollte sich im Text auch nach „durchgepeitscht“ anfühlen.

4.) Realistische Fahrzeiten (Mai 1933)

Damit es nicht nach heutiger Navigation klingt:

- 1.) **Durchschnittsgeschwindigkeit** über den Tag: oft nur **40–60 km/h** (Ortsdurchfahrten, Pflaster, Fuhrwerke, enge Stellen, Steigungen).
- 2.) **Reine Fahrzeit** Köln → München: grob **11–15 Stunden**, je nach Wagen und Pausen.
- 3.) **Mit Stopps** (Tanken, Essen, ggf. kleine Reparatur): schnell **13–17 Stunden**.

Das ist der Grund, warum die **2-Tage-Variante** so glaubwürdig wirkt.

5.) Details, die deine Szene „1933“ wirken lassen (ohne dass du es erklären musst)

Du kannst ein paar dieser Dinge beiläufig einstreuen:

- 1.) **Straßenbild:** Ortsdurchfahrten, Kopfsteinpflaster, Pferdefuhrwerke, Fahrräder, LKWs, wenig „freie Strecke“.
- 2.) **Navigation:** keine „Route“, sondern „über Siegen... dann Gießen... dann Fulda...“ – also entlang von Städten. Nachfragen am Gasthof ist normal.
- 3.) **Auto-Handling:** großes Lenkrad, mehr Kraft beim Lenken, Bremsen/Schalten sind „Arbeit“.
- 4.) **Technik-Ritual:** Reimund hält an, öffnet die Haube, prüft „Wasser/Öl“, klopft den Reifen – das war damals viel normaler.
- 5.) **Polizei-Vorteil:** Er kommt leichter an Unterkunft/Informationen, weil er „Uniformautorität“ (oder Dienstaussweis) hat – selbst wenn er zivil fährt.

6.) Konkreter Vorschlag für deinen Plot (mein Favorit)

Wagen: geliehene **Adler Standard 6 Limousine**, dunkel, bequem, „reich aber nicht königlich“.

Route: Köln → Siegen → Gießen → Fulda → Würzburg (Übernachtung) → Nürnberg → Ingolstadt → München → Dachau.

Das ist **historisch plausibel**, erzählerisch stark und lässt dir Raum für Zwischenfälle (Kontrolle, Panne, Übermüdung, moralische Gespräche).

7.) Zwei kleine Rückfragen (damit ich dir die Etappen exakt romangerecht setze)

- 1.) Fährt Reimund **in Uniform** oder **zivil** (aber mit Dienstaussweis)? Das ändert stark, wie Kontrollen/Unterkünfte ablaufen.
- 2.) Soll die Fahrt „unauffällig“ sein oder eher „mit Autorität durch“? Dann kann ich dir passende Stoppszenen (Tankstelle/Gasthof/Polizeiposten) vorschlagen.

Wenn du willst, schreibe ich dir als nächsten Schritt eine **kurze, fertige Reiseszene** (1–2 Seiten) mit genau dieser Route und einem glaubwürdigen Adler/Mercedes-Feeling, passend zu deinem Erzählton.

Reimund fährt in Uniform, mit Autorität durch Reimund, bitte erstelle nun die gesamte Reiseroute mit einem Passenden Fahrzeug, das du selbst vorschlägst usw.

Mai 1933, Uniform, „mit Autorität durch“: Das lässt sich sehr glaubwürdig erzählen, wenn du die Reise als **Fernfahrt auf Reichsstraßen** anlegst (keine durchgehende Autobahn) und Reimund als Polizist **zielstrebig, routiniert und „dienstlich“** auftreten lässt.

Unten bekommst du eine **komplette, szenentaugliche Reiseroute** Köln → München (und optional weiter nach Dachau) inklusive **passendem Wagen, Straßenlogik, Etappen, Stopps** und **realistischer Zeitrechnung**.

1.) Passendes Fahrzeug (von einem reichen Freund geliehen)

Vorschlag: Adler Standard 6 (Limousine), Baujahre Ende 1920er bis frühe 1930er

Warum genau dieser Wagen in deinem Setup perfekt passt:

- 1.) **„Reich, aber nicht märchenhaft“:** Ein Adler Standard 6 wirkt nach „Architekt/Unternehmer/wohlhabender Kunstsammler“ – also exakt „reicher Freund“.
- 2.) **Langstreckentauglich:** Ein **6-Zylinder** ist für Mittelgebirge, Überholmanöver auf Landstraßen und lange Tagesetappen deutlich plausibler als ein kleiner DKW/Opel.
- 3.) **Erzählerisch dankbar:** Große Limousine, schweres Lenkrad, satter Motorlauf, Leder, Werkzeugrolle, Reserverad – das fühlt sich sofort nach Zeit an.
- 4.) **Unauffälliger als eine Staatskarosse:** Autorität kommt bei Reimund über **Uniform/Ausweis/Auftreten**, nicht über protzigen Luxus.

Praktisch für die Strecke:

- 1.) Verbrauch grob im Bereich **~14–18 Liter/100 km** (je nach Fahrweise/Beladung/Straßen).
- 2.) Tankstops sind daher realistisch alle **150–250 km**.

Wenn du lieber „noch offizieller, aber weiterhin glaubwürdig“ willst, wäre als Alternative ein **Mercedes-Benz Typ 170** möglich – ich bleibe aber bei **Adler Standard 6**, weil „reicher Freund“ damit am besten sitzt.

2.) Grundprinzip der Route (1933): Reichsstraßen statt Autobahn

1933 läuft Köln → München am glaubwürdigsten so:

- 1.) **Köln bis Nürnberg** im Wesentlichen entlang der **Reichsstraße 8** (die spätere große Fernachse, die in Teilen der späteren  entspricht).
- 2.) **Nürnberg bis München** entlang der **Reichsstraße 2** (entspricht in großen Teilen der späteren ).

Vorteil für deinen Roman: Reimund kann immer wieder sagen (oder denken): „Wir bleiben auf der Reichsstraße“, und an Wegweisern stehen die großen Ziele (Frankfurt/Würzburg/Nürnberg/München). Das klingt sofort zeittypisch.

3.) Die gesamte Reiseroute (Städtefolge, „so fährt man 1933“)

Ich gebe dir die Route so, dass du sie praktisch 1:1 in Text übernehmen kannst.

Abschnitt A: Köln → Siegen (Richtung Osten/Südosten)

- 1.) Start in **Köln** (bei dir naheliegend: **über Deutz** raus, wenn du es eng an deine Kapitel binden willst)
- 2.) weiter über **Siegburg**
- 3.) über **Hennef (Sieg)**
- 4.) Richtung **Altenkirchen / Betzdorf** (Siegstrecke, viele kleinere Orte)
- 5.) nach **Siegen**

Charakter der Strecke: Mittelgebirge, Kurven, Steigungen, viele Ortsdurchfahrten.

Abschnitt B: Siegen → Frankfurt am Main

- 1.) von **Siegen** weiter Richtung **Dillenburg**
- 2.) über **Herborn**
- 3.) nach **Wetzlar / Gießen**
- 4.) weiter Richtung **Friedberg**
- 5.) nach **Frankfurt am Main**

Charakter der Strecke: besser „fernstraßig“ als zuvor, aber immer noch Landstraße mit Orten.

Abschnitt C: Frankfurt → Würzburg

- 1.) raus aus **Frankfurt** (damals ohne moderne Umgehungsautobahnen: praktisch durch/entlang der Stadtachsen)
- 2.) Richtung **Aschaffenburg** (Mainlinie)
- 3.) weiter über **Marktheidenfeld / Main-Spessart-Gegend** (je nach exakter Führung)
- 4.) nach **Würzburg**

Charakter: Mischstück aus flüssiger Fahrt und zähem Ortsverkehr.

Abschnitt D: Würzburg → Nürnberg

- 1.) ab **Würzburg** Richtung **Kitzingen** (Mainfranken)
- 2.) weiter Richtung **Neustadt/Aisch** (fränkische Achse)
- 3.) nach **Nürnberg**

Charakter: fränkische Fernverbindung, aber mit vielen Orten und Kreuzungen.

Abschnitt E: Nürnberg → Augsburg → München

- 1.) von **Nürnberg** nach **Schwabach**
- 2.) über **Roth**
- 3.) nach **Weißenburg**
- 4.) über **Treuchtlingen / Monheim-Gegend** (je nach Straßenführung)
- 5.) nach **Donauwörth**
- 6.) nach **Augsburg**
- 7.) weiter nach **München**

Charakter: lange, „arbeitende“ Landstraßenfahrt; gegen Ende dichter Verkehr Richtung München.

4.) Realistische Tagesplanung (Mai 1933, Uniform, Autorität)

Du wolltest „mit Autorität durch“ – das heißt: **Reimund drückt die Fahrt**, macht **kurze Stopps**, lässt sich nicht verquatschen und tritt bei Bedarf **dienstlich** auf.

Variante 1: Eine lange Tagesetappe (dramatisch, aber noch glaubwürdig)

Gesamtdistanz: grob ~**620–700 km** (je nach exakter Ortsdurchfahrt).

Reale Gesamtzeit mit Stopps: häufig ~**13–16 Stunden**.

- 1.) **05:00** Abfahrt Köln (früh, weil Landstraße)
- 2.) **07:00** Raum Siegen – kurzer Halt (10–15 Min): Tanken/kurzer Check
- 3.) **10:00–10:30** Raum Frankfurt – kurzer Halt (15–25 Min): Kaffee, Wasser nachfüllen, einmal „dienstlich“ nach dem Weg fragen, weiter
- 4.) **12:30–13:15** Raum Würzburg – Mittag (30–45 Min, Reimund „im Stehen essen“, wenig Romantik)
- 5.) **15:30** Nürnberg – kurzer Tankstopp (10–15 Min)

- 6.) **18:00** Augsburg – 10 Minuten Beine vertreten, ggf. noch einmal tanken
- 7.) **19:30–21:00** Ankunft München (Tageslicht im Mai hilft; die letzte Stunde kann trotzdem „zäh“ werden)

Warum das mit Uniform funktioniert:

- 1.) Reimund kann bei Tankstellen/Gasthöfen knapp sagen: „Polizei, Dienstfahrt.“
- 2.) Er kann sich eher durchsetzen, wenn jemand „trödelt“ oder ihn hinhalten will.
- 3.) Er bekommt schneller Auskunft („Wie komme ich am besten Richtung Würzburg raus?“).

Variante 2: Zwei Tage (am saubersten realistisch, weniger „Hollywood“)

Wenn du möchtest, dass die Figuren noch klar denken, sprechen, planen können:

- 1.) **Tag 1:** Köln → Würzburg oder Nürnberg
- 2.) **Tag 2:** weiter → München (und dann Dachau)

Das ist historisch fast noch stimmiger, aber weniger „getrieben“. Wenn du „Rettungsmission“ betonen willst, nimm Variante 1.

5.) Tank- und Kontroll-Logik (für „Autorität durch Reimund“)

Damit es im Text glaubwürdig wirkt, gib Reimund ein paar wiederkehrende Routine-Handgriffe:

- 1.) **Bei jedem Halt:** Motorhaube auf, kurzer Blick auf Wasser/Öl, einmal Reifen „antippen“.
- 2.) **Tanken:** nicht erst bei „leer“, sondern **präventiv** (damals normal).
- 3.) **Uniform-Shortcut:** Reimund lässt keinen Zweifel, dass es „dienstlich“ ist, aber er protzt nicht.

Mögliche Formulierung/Handlung (als Baustein):

- 1.) Er hält an, steigt aus, bleibt gerade stehen.
- 2.) Ein Wirt/Tankwart wird plötzlich sehr aufmerksam.
- 3.) Reimund fragt nicht „bitte vielleicht“, sondern sachlich: „Wo geht es hier am schnellsten zur Reichsstraße Richtung Würzburg?“

6.) Optional: München → Dachau (wenn du es direkt anschließen willst)

Wenn dein Plot nach München direkt ins Lager weiterzieht, ist das als „letzter Stoß“ gut:

- 1.) In München kurz orientieren (Polizeidienststelle, Nachfrage, Adresse)
- 2.) Dann **nordwestlich** raus Richtung **Dachau** (damals natürlich ebenfalls Landstraße/Ortsdurchfahrten)
- 3.) Fahrzeit grob: **unter 1 Stunde**, je nachdem, wo in München sie starten und wie zäh die Ausfallstraßen sind.

7.) Kleine, aber starke Authentizitätsdetails für deine Erzählung

Diese Details machen „1933“ spürbar, ohne dass du erklären musst:

- 1.) **Ortsdurchfahrten kosten Zeit**: „Alle paar Kilometer wieder Pflaster, wieder ein Markt, wieder Pferde.“
- 2.) **Wegweiser nach Städten**, nicht nach Autobahnnummern.
- 3.) **Fahren ist Arbeit**: Schalten, Bremsen, Lenken – Reimund ist danach körperlich müde.
- 4.) **Uniform verändert Reaktionen**: Leute sind hilfsbereiter oder ängstlicher; manche salutieren, manche schauen weg.

8.) Zwei kurze Rückfragen (damit ich dir die Route auf „deinen“ Text zuschneide)

- 1.) Wo genau startet die Fahrt in Köln: **Innenstadt/Deutz/Polizeipräsidium**? (Dann kann ich dir die ersten 10–15 km „bildhaft“ setzen.)
- 2.) Soll Reimund unterwegs bereits spüren, dass „neuer Wind“ herrscht (SA/Parteiabzeichen/Feindseligkeit), oder soll die Reise eher „funktional“ bleiben?

Wenn du das beantwortest, kann ich dir als nächsten Schritt **eine fertige Reiseszene** schreiben (mit Adler Standard 6, Stopps in Siegen/Frankfurt/Würzburg/Nürnberg/Augsburg), im Ton deiner Kapitel und mit Reimunds „Autorität durch Ruhe“.

Die Route beginnt in Deutz, ja Reimund soll den neuen Wind spüren, Reise kann aber funktional bleiben, genau so kannst du es dann schreiben

Mai 1933, Start in Köln-Deutz, Reimund in Uniform, funktionale Fahrt mit spürbarem „neuen Wind“ – das kannst du sehr stimmig so anlegen: Reimund bleibt möglichst auf einer großen Fernverbindung (damals: **Reichsstraße**) und arbeitet sich über

große Zielorte vor. Dazu passt ein geliehener Wagen aus „reicher-Freund“-Kreis, der **langstreckentauglich** ist, ohne gleich wie eine Staatskarosse zu wirken.

1.) Fahrzeug (von einem reichen Freund geliehen): Adler Standard 6, Limousine

Warum der Adler Standard 6 für genau deine Szene funktioniert:

- 1.) **Glaubwürdiges Statussignal:** „reicher Freund“, aber nicht so auffällig wie ein Horch.
- 2.) **Fernfahrt-tauglich:** ruhiger **Sechszylinder**, ausreichend Kraft in Steigungen, weniger gequält auf Landstraße.
- 3.) **Zeitkolorit:** breite Kotflügel, großes Lenkrad, Ledergeruch, Werkzeugrolle, Reserverad – Dinge, die du beiläufig erwähnen kannst, ohne erklären zu müssen.

2.) Gesamtroute Köln (Deutz) → München (1933 funktional über Reichsstraßen)

Ich lege sie bewusst als „Städtekette“ an – so navigiert man 1933.

- 1.) **Deutz → Siegburg → Hennef**
- 2.) weiter durch das **Westerwald-/Lahn**-Gebiet Richtung **Limburg**
- 3.) **Limburg → Bad Camberg**
- 4.) **Bad Camberg → Frankfurt am Main**
- 5.) **Frankfurt → Aschaffenburg → Würzburg**
- 6.) **Würzburg → Kitzingen → Neustadt/Aisch → Nürnberg**
- 7.) **Nürnberg → Donauwörth → Augsburg → München**

Logik dahinter:

- 1.) Köln–Frankfurt–Würzburg–Nürnberg entspricht der großen Ostachse (Reichsstraße-Charakter).
- 2.) Nürnberg–Augsburg–München ist die klassische Südachse nach Bayern.

3.) Realistischer Zeitplan (1 langer Tag, „mit Autorität durch“)

Das ist anstrengend, aber im Mai (lange hell) erzählerisch gut.

- 1.) **05:00** Abfahrt Deutz
- 2.) **07:00** kurzer Halt (Tanken/Check) im Raum **Hennef / Westerwald**
- 3.) **10:00** kurzer Halt am Rand von **Frankfurt** (nur Orientierung + Kaffee)
- 4.) **12:30 Würzburg** (Mittag, 30–40 Minuten)
- 5.) **15:30 Nürnberg** (kurzer Tankstopp)

6.) **18:00 Augsburg** (10 Minuten Beine, ggf. nachtanken)

7.) **20:00–21:30** Ankunft **München** (je nach Verkehr/Ortsdurchfahrten)

Wichtig fürs Gefühl: Die Uhrzeiten sind nicht „präzise wie Navi“, sondern „so könnte es laufen, wenn nichts Größeres passiert“. Eine kleine Verzögerung (Pferdefuhrwerk, Bahnübergang, Baustelle, Reifen) ist fast Pflicht, damit es echt wirkt.

4.) Reiseszene (fertig erzählbar, funktional, aber mit „neuem Wind“ spürbar)

Der Morgen hängt noch grau über Deutz, als Reimund den Adler aus der Seitenstraße zieht. Die Limousine steht da, als hätte sie die Nacht nicht berührt: dunkler Lack, die Chromteile stumpf vom Staub der letzten Tage, das Reserverad wie ein Versprechen an die nächste Panne.

Er sitzt bereits in Uniform, geschniegelt nicht – aber ordentlich. Keine Eitelkeit, eher eine Absicht: Wer ihn ansieht, soll nicht überlegen müssen, **wer** er ist. Er lässt den Motor kurz im Stand laufen, hört hin, als könne er aus dem Klang lesen, ob der Wagen einen schlechten Tag plant. Dann legt er den Gang ein, als wäre das keine Bewegung, sondern ein Entschluss.

Ihr fahrt nicht „aus Köln heraus“, ihr arbeitet euch heraus: über Kreuzungen, an Bordsteinen vorbei, an den ersten Lieferwagen, die mit müdem Poltern in die gleiche Richtung ziehen. Die Stadt ist früh wach – nicht fröhlich, eher pflichtbewusst. An manchen Häusern hängen Fahnen, zu groß für die Fenster, als müssten sie beweisen, dass niemand vergessen hat, wer jetzt den Ton vorgibt.

Reimund spricht wenig. Er fährt, wie ein Mann fährt, der schon vor der Abfahrt beschlossen hat, nicht zu diskutieren – nicht mit dem Verkehr, nicht mit dir, nicht mit sich selbst.

Hinter Deutz wird es offener. Die Straße zieht euch Richtung Siegtal, Orte tauchen auf und verschwinden wieder, als würdet ihr durch die Kulisse eines Landes fahren, das sich an manchen Stellen neu streicht, an anderen nur neue Schilder auf alte Mauern nagelt. Reimund hält das Lenkrad fest, nicht verkrampft, aber so, als wäre jeder Meter eine kleine Verantwortung.

Die ersten Kilometer sind die ehrlichsten: Kopfsteinpflaster in den Ortskernen, dann wieder glattere Stücke, dann wieder Schlaglöcher, die man zu spät sieht. Der Adler schluckt vieles, aber nicht alles. Wenn die Straße schlecht wird, wird der Wagen nicht lauter, sondern schwerer – und Reimund reagiert sofort, nimmt Tempo raus, ohne es wie Nachgeben wirken zu lassen.

Kurz nach dem Morgen, irgendwo hinter Hennef, steht eine Tankstelle wie ein kleiner Außenposten der Moderne: Zapfsäule, Schild, ein Mann in Schürze, der die Hände am Lappen trocknet, bevor er überhaupt fragt. Sein Blick geht auf die Uniform, und du siehst, wie sich sein Gesicht sortiert – Respekt, Vorsicht, Bereitschaft.

„Voll“, sagt Reimund. Nicht „bitte“, nicht „könnten Sie“. Voll.

Der Tankwart nickt zu schnell und greift zum Schlauch. Während der Kraftstoff läuft, legt Reimund die Hand an die Motorhaube, nicht als Zärtlichkeit, sondern als Kontrolle. Er öffnet sie, als sei das selbstverständlich, beugt sich kurz hinein, blickt auf Dinge, die du nicht benennen würdest: Wasserstand, Öl, irgendein Schlauch, der heute noch halten muss.

Neben der Kasse liegt eine Zeitung, die Schlagzeile groß, die Worte scharf. Daneben ein Stapel Flugblätter, daneben ein Parteizeichen. Der Tankwart sagt etwas, halb Bemerkung, halb Parole, wie man sie jetzt überall hört. Reimund antwortet nicht mit Begeisterung. Er antwortet mit dem Minimum, das die Situation glatt hält: ein knapps Nicken, ein „gut“, ein Ton, der sagt: **Wir sind hier nicht zum Reden.**

Als ihr weiterfahrt, bleibt das Gefühl hängen, dass die Leute nicht nur auf die Straße achten, sondern aufeinander. Fensterläden sind geöffnet, aber nicht, weil man frische Luft will – eher, weil man sehen will, wer vorbeikommt. In einem Ort steht ein Laden mit beschmierter Scheibe. Nicht so schlimm, dass es ein Skandal wäre; schlimm genug, dass niemand es wegwischt. Der „neue Wind“ ist nicht immer Sturm. Manchmal ist er nur das Wegbleiben der Hand, die sonst sauber gemacht hätte.

Die Strecke Richtung Limburg wird hügeliger. Der Adler arbeitet sich hoch, der Motor brummt gleichmäßig, und du spürst, wie Reimund im richtigen Moment schaltet, als wäre er nicht Fahrer, sondern Maschinist. Wenn ein Lastwagen vor euch auftaucht, bleibt er nicht ewig dahinter hängen. Er wartet einen Augenblick, misst die Straße, setzt dann an – entschlossen, aber nicht leichtsinnig. Du merkst: Er fährt nicht schnell, um schnell zu sein. Er fährt schnell, um **nicht aufzuhalten.**

Je näher Frankfurt kommt, desto dichter wird es. Mehr Fahrzeuge, mehr Hupen, mehr Ungeduld. Der Adler wirkt plötzlich nicht mehr groß, sondern nur noch alt in einer Welt, die jetzt schneller sein will. An Straßenecken stehen Männer in Uniformen, die nicht nach Polizeistoff aussehen. Ihre Haltung hat etwas Vorführendes, als gehöre ihnen schon das Bild, das die Straße abgibt. Reimund schaut nicht hin wie ein Neugieriger. Er schaut hin wie einer, der zählt.

Am Rand der Stadt hält er kurz, nicht weil er muss, sondern weil er es sich erlaubt: ein Kaffee, im Stehen, und eine Frage nach der Richtung, als sei das rein technisch. Du siehst, wie der Wirt erst nachdenkt, dann die Uniform bemerkt, und plötzlich ist die Auskunft klarer, die Handbewegung eindeutiger, der Ton hilfsbereiter.

„Würzburg“, sagt Reimund, als wäre das kein Ziel, sondern ein Befehl an die Straße.

Hinter Frankfurt wird es wieder „Land“. Die Orte heißen anders, der Dialekt wird weicher, die Felder breiter. Ihr fahrt am Main entlang, dann wieder weg, dann wieder hin, immer so, dass man das Gefühl hat: Es gibt nur diese eine Linie nach Osten, und wer sie verlässt, verliert Zeit.

Reimund hält sich an das, was funktioniert. Er nimmt keine Abkürzung, die schön aussieht. Er nimmt die Strecke, die Schilder versprechen. Und die Schilder versprechen heute nicht nur Orte. Sie versprechen Ordnung. Überall hängen neue Symbole, und das Merkwürdige ist: Sie wirken nicht wie Dekoration, sondern wie Kontrolle.

Würzburg kommt mittags, und ihr habt die Müdigkeit erst bemerkt, als sie einen Namen bekommt: Hunger. Reimund parkt so, dass der Adler nicht im Weg steht, aber sichtbar bleibt. Er steigt aus, als steige er nicht aus einem Auto, sondern aus einer Rolle. Der Wirt sieht Uniform, und wieder passiert dieses kleine, hässliche Wunder: Dinge gehen schneller, Türen öffnen sich eher, Fragen werden kürzer.

Im Gastraum ist die Stimmung nicht laut. Sie ist gespannt. An einem Tisch spricht einer zu energisch über Politik, am Nebentisch hört einer zu aufmerksam zu. Niemand lacht richtig. Reimund isst zügig, ohne Genuss, aber auch ohne Hast. Dazwischen: Blick auf die Uhr, Blick zur Tür, Blick nach draußen auf den Adler. Dann weiter.

Der Nachmittag nach Nürnberg ist wie ein langer Gang durch Franken: sauber, ordentlich, beharrlich. Dörfer, Felder, wieder Dörfer. Manchmal ein Plakat, das frischer aussieht als die Wand, an der es hängt. Manchmal eine Gruppe Männer, die auf einmal denselben Schritt zu kennen scheint. Manchmal ein Kind, das zu früh gelernt hat, wie man grüßt.

In Nürnberg hält Reimund nur so lange, wie es braucht, um den Wagen zu füttern. Der Tankwart ist diesmal nicht unterwürfig, eher eifrig. Er will zeigen, dass er dazugehört, dass er die Zeichen kennt. Reimund lässt ihn. Er will keinen Streit, er will Kilometer.

Als ihr Nürnberg hinter euch lasst und Richtung Donauwörth und Augsburg zieht, wird die Straße wieder lang. Das Licht steht tiefer, der Tag kippt ins Goldene, aber die Landschaft wirkt nicht friedlich. Sie wirkt wachsam. Als würde auch das Land selbst wissen, dass sich etwas verschoben hat.

Reimund redet erst wieder mehr, als die Dämmerung kommt – nicht über Politik, nicht über Fahnen, sondern über das Praktische: „Wenn der Motor heiß wird, halten wir. Wenn’s dunkler wird, keine Heldentaten. Und du steigst nicht aus, wenn ich’s nicht sage.“ Das ist keine Drohung. Das ist die Stimme eines Mannes, der weiß, dass Autorität nicht im Lauten liegt, sondern im Festlegen.

Augsburg ist nur ein kurzer Schnitt. Zehn Minuten Luft, ein Schluck Wasser, einmal um den Wagen herum. Reimund drückt mit dem Daumen gegen einen Reifen, als könnte er damit Pech wegschieben. Dann wieder rein, Tür zu, Motor an.

München kommt nicht wie eine Stadt, die euch empfängt. München kommt wie ein Körper, der euch schluckt: mehr Verkehr, mehr Geräusch, mehr Menschen, die alle irgendwohin müssen und doch so wirken, als gingen sie zu etwas, das sie nicht selbst gewählt haben. Auch hier Fahnen. Auch hier Uniformen. Auch hier dieses Gefühl, dass man nicht nur angesehen wird, sondern eingeordnet.

Reimund fährt bis zu einem Punkt, an dem er sicher ist, dass er die nächste Frage stellen kann, ohne Zeit zu verlieren. Er hält, steigt aus, richtet die Uniform mit einer Bewegung, die automatisch ist, und du merkst: Jetzt beginnt der Teil, in dem ein Polizist nicht mehr nur fährt, sondern **auftritt**.

Und du verstehst, dass die Reise nicht nur Strecke war. Sie war eine Linie durch ein Land, das sich verändert – nicht überall gleich, nicht überall offen, aber überall spürbar. Der „neue Wind“ hat euch nicht umgeworfen. Er hat nur gezeigt, aus welcher Richtung er weht.

5.) Wenn du willst: Anschluss-Satz für München → Dachau (funktional, ohne Pathos)

Wenn die Szene direkt weiterziehen soll, kannst du ganz knapp anschließen:

- 1.) Reimund besorgt in München eine Adresse/Bestätigung „dienstlich“.
- 2.) Dann: „Wir fahren jetzt nach Dachau.“
- 3.) Und wieder dieses Prinzip: keine Diskussion, nur Strecke.

6.) Zwei Feineinstellungen, damit ich den Ton exakt an deinen Roman anpasse

- 1.) Erzählst du in **Ich-Form** (wie in deinen Kapiteln) oder als **personaler Erzähler**? Ich kann die Szene sofort auf deine Perspektive umstellen.
- 2.) Soll Reimund eher **knapp korrekt** wirken oder schon mit einem Hauch **innerer Härte** (weil er glaubt, „Ordnung“ sei wichtiger als alles andere)?

Ich-Form, Reimund knapp korrekt

Ich-Erzählung – Reimund, knapp korrekt (Mai 1933, Start Deutz, geliehener Wagen, funktionale Fahrt, „neuer Wind“ spürbar)

Ich hole den Wagen in Deutz noch vor dem ersten richtigen Licht. Die Straße ist feucht, als hätte sie in der Nacht den Atem angehalten. Der Adler steht da, dunkel und schwer, eine Limousine, die nicht mir gehört und es auch nicht versucht zu verbergen.

Der Freund, der ihn mir geliehen hat, hat Geld. Man sieht es nicht an Gold, sondern an Dingen, die funktionieren: Türen, die satt schließen. Polster, die nicht nach Schweiß riechen. Ein Motor, der nicht bittet, sondern tut.

Uniform ist an, Mütze sitzt. Ich überprüfe, was ich überprüfe, seit ich ein Rad wechseln kann: Reifen, Blick unter die Haube, Wasser, Öl. Kein Theater. Nur die Reihenfolge.

Dann setze ich mich, stelle den Sitz so ein, dass ich nicht nach einer Stunde anders sitze als am Anfang. Zündung. Der Sechszylinder nimmt das an, als wäre es ihm gleichgültig, ob heute Sonntag ist oder nicht.

Ich fahre los.

Köln lässt man nicht hinter sich, Köln arbeitet man ab. Die Ausfallstraßen sind früh schon nicht leer. Lieferwagen, Fahrräder, ein Fuhrwerk, das sich Zeit nimmt, weil es keine andere kennt. Ich fahre nicht aggressiv. Ich fahre bestimmt. Wer vor mir fährt, soll merken: Ich warte nicht auf seinen Mut.

An mehreren Häusern hängen Fahnen. Manche sind frisch, manche hängen schief, als hätte man sie hastig angebracht, nur damit sie überhaupt hängen. Ich registriere das und gebe dem Gedanken keinen Platz. Heute zählt Strecke.

Deutz, Kalk, raus Richtung Osten. Ich halte die Geschwindigkeit so, dass der Wagen nicht unnötig leidet und ich trotzdem vorankomme. Auf dem Pflaster in den Ortskernen klingt es anders, als hätte jedes Rad einen eigenen Ton. Der Adler schluckt viel, aber das Land ist nicht glatt, und es wird heute nicht glatter.

Hinter den letzten Kölner Rändern werden die Orte kleiner und die Blicke länger. Wenn sie die Uniform sehen, gehen Schultern automatisch ein Stück nach hinten, Gesichter werden höflich oder leer. Ich kenne beide Varianten.

Der „neue Wind“ ist am Morgen noch nicht laut. Er steckt in Kleinigkeiten: in einem Schild an einem Gasthof, das vor einem Monat noch nicht dort war. In einem Schaufenster, in dem eine Zeitung so ausliegt, als wäre sie Pflichtlektüre. In einer Parole, die jemand mit Kreide an eine Wand gesetzt hat, nicht groß, nicht schön, aber mit der Sicherheit, dass sie stehen bleiben darf.

Ich halte nicht an.

Die Straße zieht sich durchs Siegtal und weiter ins Hügelland. Ich fahre durch, so gut es geht, weil jeder Halt Zeit kostet und Zeit heute nicht übrig ist. Der Adler hat Kraft, aber er hat auch Gewicht. In Steigungen muss ich sauber schalten, sonst wird aus Fortschritt Verschleiß. Ich behandle den Wagen ordentlich. Geliehen ist geliehen.

Gegen sieben halte ich das erste Mal zum Tanken. Nicht, weil es dringend ist, sondern weil es vernünftig ist. Eine Tankstelle am Rand eines Ortes, Zapfsäule, Schild, ein Mann mit Schürze, der die Hände an einem Lappen abwischt, als hätte er auf genau diesen Moment gewartet.

Er sieht die Uniform und entscheidet sich sofort für Respekt.

„Voll“, sage ich.

Er nickt. Zu schnell.

Während er den Schlauch ansetzt, öffne ich die Haube, werfe den Blick hinein, den ich brauche. Ich sehe nicht alles. Ich sehe genug: nichts tropft, nichts dampft, nichts wirkt beleidigt.

Der Mann sagt etwas, halblaut, mehr zur Luft als zu mir. Ein Satz, der nach dem klingt, was man jetzt sagt, wenn man zeigen will, dass man auf der richtigen Seite steht. Ich antworte nicht mit Meinung. Ich antworte mit Dienst.

„Wie komme ich am schnellsten wieder auf die Reichsstraße Richtung Frankfurt?“

Er zeigt mit der Hand, als wäre es ein Privileg, mir den Weg zu weisen. Dann schaut er kurz, ob jemand ihn dabei sieht.

Ich zahle. Kein Trinkgeld, keine Härte. Neutral.

Weiter.

Je weiter ich komme, desto deutlicher wird: Es ist nicht nur das Wetter, das sich verändert hat. In manchen Orten stehen Männer herum, die zu viele gleiche Bewegungen machen, um Zufall zu sein. Keine Polizei. Uniformen, die nach Kostüm aussehen und trotzdem Wirkung haben. Sie stehen an Ecken, vor Wirtshäusern, an Bahnhöfen. Sie halten niemanden auf und halten doch die Gegend an.

Ich lasse den Adler laufen, halte die Spur, nehme den Blick nicht unnötig von der Straße. Ich habe in Uniform schon viele Blicke ausgehalten. Diese hier sind neu: nicht nur vorsichtig, sondern prüfend, als wollten sie feststellen, ob ich „dazugehöre“ oder nur „noch da bin“.

Das ist der Wind. Nicht als Sturm. Als Zugluft.

Richtung Limburg wird die Strecke zäher. Kurven, Steigungen, wieder Orte. Pferde sind langsam und sie wissen nicht, dass ich es eilig habe. Ich überhole, wenn es geht, und ich überhole so, dass ich keine Geschichten produziere, die ich später erklären muss.

Ich fahre so, dass ich am Abend noch sprechen kann, wenn ich muss.

Frankfurt kündigt sich nicht an wie eine Stadt, sondern wie ein Zustand: dichter Verkehr, mehr Geräusch, mehr Eile. Ich kenne Frankfurt nur vom Hörensagen und von Karten. In Wirklichkeit ist jede Karte eine Lüge, weil sie nicht zeigt, wie viele Menschen gleichzeitig glauben, sie wären allein unterwegs.

Ich halte am Rand, kurz. Nicht in der Stadt drin, sondern da, wo man noch stehen kann, ohne jemanden zu blockieren. Ich trinke einen Kaffee im Stehen. Der Wirt sieht die Uniform, und das Gespräch bleibt kurz, so wie ich es brauche.

„Würzburg“, sage ich.

Er nennt mir die Richtung, die Straße, und als er spricht, versucht er, etwas mit hineinzulegen, so einen Ton, als wäre das alles jetzt einfacher, weil man „wieder Ordnung“ habe. Ich tue, als hätte ich es nicht gehört. Ich bin nicht hier, um ihm eine Bühne zu geben.

Raus aus Frankfurt. Sobald ich wieder Land habe, wird es besser. Nicht schnell, nur besser. Die Straße ist wieder eine Linie, keine Diskussion. Ich halte mich an die großen Orte, an das, was ich auf dem Schild lesen kann: Aschaffenburg, Würzburg. Das ist Navigation genug.

Unterwegs sehe ich mehr Fahnen. Manchmal hängen sie an Häusern, die sich das nicht leisten können. Manchmal hängen sie an Häusern, die sich alles leisten können. Das Ergebnis ist dasselbe: Sie hängen nicht, weil jemand sie schön findet. Sie hängen, weil man zeigen will, dass man nicht auffällt.

Und wer nicht zeigt, fällt auf.

Das denke ich nur. Ich sage es nicht.

Kurz vor Mittag wird der Hunger konkret. Ich fahre bis Würzburg durch, weil dort eine Pause Sinn ergibt: Tankstellen, Gasthäuser, Werkstätten, alles vorhanden. Ich will keine Pause auf halber Strecke, wo ich dann wieder anfahren muss, als hätte ich geschlafen.

Ich parke so, dass ich den Adler sehe, wenn ich am Tisch sitze. Gewohnheit. In Uniform lernt man, dass man sein Werkzeug im Blick behält. Und heute ist das Auto Werkzeug.

Im Gastraum ist es nicht laut. Es ist voller Sätze, die nicht zu Ende gesprochen werden. An einem Tisch wird geredet, an einem anderen wird zu aufmerksam zugehört. Man spürt, wer sich sicher fühlt und wer so tut.

Der Wirt ist höflich, und seine Höflichkeit hat diese neue Schicht bekommen: nicht nur Service, sondern Haltung. Er schaut, ob ich etwas sage, das er weitertragen kann. Ich sage nichts.

Ich esse. Zügig, ohne Hast. Einmal Blick auf die Uhr. Einmal Blick zur Tür. Dann raus.

Beim Wagen: einmal um den Adler herum. Reifen. Ein kurzer Griff an die Tür, als würde ich prüfen, ob das Metall heute noch das gleiche ist wie am Morgen. Ich steige ein.

Weiter Richtung Nürnberg.

Die Strecke nach Nürnberg ist fränkisch: ordentlich, aber nicht bequem. Dörfer liegen in Abständen, die nicht zum Tempo passen, das man gerne hätte. Immer wieder bremsen, wieder anfahren. Immer wieder das gleiche Bild: Leute am Straßenrand, Schilder, die nicht neu sind, daneben Symbole, die neu sind. Ich sehe sie und fahre.

An einem Ort steht ein Laden mit beschmierter Scheibe. Nicht kaputt, nur markiert. Der Besitzer ist nicht zu sehen. Die Markierung ist gut sichtbar. Ich merke, dass niemand sie wegmacht. Das ist kein Zufall. Das ist eine Entscheidung, die so tut, als wäre sie Natur.

Ich denke: Wenn man heute etwas nicht wegmacht, ist das auch eine Handlung.

Nürnberg erreiche ich am Nachmittag. Ich halte zum Tanken, wieder kurz, wieder ohne Gespräche. Der Tankwart ist eifriger als die anderen. Er ist nicht unterwürfig, er ist stolz, und sein Stolz wirkt wie eine Pflicht.

Er sagt eine Floskel. Ich gebe ihm den Rahmen, in dem er sich bewegen kann.

„Dienstfahrt“, sage ich nur, und das reicht.

Ich überprüfe wieder kurz Wasser und Öl. Der Adler läuft sauber, aber ich will nicht, dass er mir später eine Belehrung erteilt. Dann weiter.

Hinter Nürnberg wird es lang. Die Zeit verschiebt sich. Man fährt und merkt erst später, dass man müde wird. Der Blick wird enger, die Hände werden schwerer. Ich halte dagegen, indem ich die Routine hochhalte: Abstand, Spur, Schalten. Keine unnötigen Risiken.

Donauwörth, dann Augsburg. Ich nehme die Orte nicht als Sehenswürdigkeiten. Ich nehme sie als Markierungen: hier bin ich noch im Plan, hier nicht.

In Augsburg halte ich zehn Minuten. Nicht mehr. Beine strecken, Wasser, einmal um den Wagen. Wenn man lange fährt, ist Stillstand gefährlicher als Bewegung: Im Stillstand merkt man plötzlich, was weh tut, und dann will der Körper verhandeln. Ich verhandle nicht.

Der Abend zieht sich Richtung München. Das Licht wird weicher, die Straße wird voller, als hätten alle beschlossen, gleichzeitig heimzukehren. Je näher die Stadt kommt, desto mehr nimmt sie Platz ein. Mehr Verkehr, mehr Geräusch, mehr Reibung.

An den Einfahrten stehen wieder diese anderen Uniformen. Nicht meine. Sie sind nicht überall, aber oft genug, dass man sie nicht übersehen kann. Sie schauen in Autos hinein, als wäre jedes Gesicht eine Frage. Ich fahre gleichmäßig, halte den Blick gerade, die Uniform sichtbar. Das reduziert Fragen.

München kommt dann nicht wie ein Ziel, sondern wie eine letzte Hürde. Die Stadt nimmt Tempo heraus, egal, was ich will. Ich nehme es hin, aber ich lasse mich nicht treiben. Ich arbeite mich durch, bis ich anhalten kann, ohne Chaos zu machen.

Als ich den Adler schließlich abstelle, ist es später Abend. Meine Hände fühlen sich an, als hätte ich den ganzen Tag gegen etwas gedrückt, das nicht nachgeben wollte. Vielleicht habe ich das auch.

Ich steige aus, richte die Uniform mit einem Griff, der nicht nach Eitelkeit aussieht, sondern nach Vorbereitung. In Städten zählt, wie man ankommt. Nicht, weil ich Eindruck machen will, sondern weil ich keine Zeit habe, meinen Status jedes Mal neu zu erklären.

Der „neue Wind“ ist hier nicht stärker als unterwegs. Er ist nur dichter. Mehr Symbole, mehr Selbstverständlichkeit, mehr Menschen, die so tun, als wäre das alles schon immer so gewesen.

Ich bleibe knapp.

Ich bin korrekt.

Und ich habe nicht vor, mich aufhalten zu lassen.

Wenn du willst, schreibe ich dir als direkten Anschluss die nächste kurze Szene in München (dienstlich Informationen einholen, Richtung Dachau klären), ebenfalls in Ich-Form und im selben knappen Ton.

Dafür brauche ich nur 2 Details:

1.) Reimund ist unterwegs **allein** oder mit einer Begleitperson (und wer erzählt dann „Ich“ genau – Reimund selbst oder die Begleitung)?

2.) Soll München eher **Polizeidienststelle/Behörde** sein oder **Gasthof/Telefon/„ich frage mich durch“**?

Die Begleitung bin ich, der Erzähler, Gasthof in München

Fortsetzung: Gasthof in München (Ich-Form, Begleitung erzählt, Reimund knapp korrekt)

Der Motor ist noch warm, als wir den Gasthof erreichen. Nicht im Herzen der Stadt, eher da, wo München in breitere Straßen ausläuft und die Häuser zwar dicht stehen, aber nicht mehr prunken müssen. Reimund hat die Adresse nicht auswendig gewusst; er hat sie auf einer Karte gesucht, einmal mit dem Finger nachgezogen, dann los. So macht er alles: sehen, entscheiden, ausführen.

Ich steige aus, und sofort fühlt sich die Luft anders an als unterwegs. Nicht nur Stadtluft. Mehr Stimmen, mehr Schritte, mehr Leute, die stehen bleiben könnten, wenn sie wollten, und es nicht tun. Über dem Eingang hängt ein Schild, das schon länger dort hängt, aber daneben ist etwas Neues angebracht, als hätte man dem Haus eine Haltung angeheftet.

Reimund geht voraus. Nicht schnell, nicht langsam. So, dass man ihm Platz macht, ohne dass er darum bitten muss.

Innen riecht es nach Kohle, nach feuchter Wolle, nach Essen, das schon vor Stunden gekocht wurde und trotzdem im Holz sitzt. Der Schankraum ist nicht leer. Ein paar Männer an einem Tisch, zu gleich gekleidet, zu gleich in der Art, wie sie ihre Gläser halten. Nicht unbedingt laut, aber präsent, als gehörte ihnen der Lärm, auch wenn sie ihn gerade nicht benutzen.

Reimund schaut nur kurz hin. Nicht neugierig, nicht feindselig. Registrieren, weiter.

Der Wirt steht hinter dem Tresen und hat die Hände beschäftigt, bis er uns sieht. Dann sind sie plötzlich ruhig. Sein Blick fällt auf Reimunds Uniform, und ich sehe, wie er innerlich umstellt: vom Gastgeber zum Untergebenen, ohne dass er es zeigen will.

„Zimmer“, sagt Reimund. Ein Wort, als wäre es ein Eintrag in ein Protokoll.

„Natürlich“, sagt der Wirt zu schnell. „Für... für wie viele Nächte?“

„Eine“, sagt Reimund.

Der Wirt greift nach dem Buch. Dieses dicke, abgegriffene Gästebuch, das aussieht, als hätte es schon andere Zeiten überlebt. Er legt es hin, hält den Füller bereit. Für einen Moment ist es still genug, dass ich das Kratzen der Feder auf dem Papier hören würde, wenn jemand schreibt.

Reimund schreibt nicht sofort. Er legt seine Papiere hin, knapp, sauber. Kein Fächern, kein Drohen. Nur der sachliche Vorgang, der klarmacht: Das hier ist nicht die Art Gast, den man nach der Herkunft fragt.

Der Wirt schaut auf die Papiere, so kurz, dass man später behaupten kann, er habe nichts gesehen. Dann nickt er.

„Zwei Betten?“

Reimund sieht mich an, nur einen Augenblick, als würde er prüfen, ob es Fakten sind. Dann wieder zum Wirt.

„Zwei“, sagt er.

Der Wirt nimmt den Schlüssel vom Brett. Ein schwerer Schlüssel, der mehr Geräusch macht, als er sollte. Er nennt die Etage, erklärt den Gang, als gäbe es nur diese eine Möglichkeit. Ich merke, wie er nebenbei versucht, etwas in die Situation zu bringen – einen Satz über die Stadt, über die „gute Ordnung“, über „ruhige Zeiten“. Er tastet ab, wie man heute spricht, ohne zu verlieren.

Reimund lässt ihm keinen Raum.

„Telefon“, sagt er. Nicht als Frage.

Der Wirt deutet in eine Ecke, halb hinter einer Pflanze, als wäre das Gerät etwas, das man nicht zu offen zeigen will. Vielleicht, weil es modern ist. Vielleicht, weil es bedeutet, dass man Dinge in die Welt schicken kann, ohne dass der Schankraum sie hört.

Reimund nimmt den Hörer, als wäre das ein Dienstapparat. Er kurbelt, wartet, sagt der Vermittlung kurz, was er braucht. Kein Name zu viel, kein Satz zu lang. Ich stehe daneben und sehe zum ersten Mal heute, dass die Fahrt auch ihn etwas gekostet hat: nicht in der

Haltung, aber in den Augen, in der Art, wie er blinzelt, als müsste er den Tag noch einmal scharfstellen.

Während wir warten, höre ich hinter uns Wortfetzen. Einer lacht, aber nicht wie ein Mensch, der sich freut, sondern wie einer, der gerade bestätigt wurde. Ein anderer sagt etwas über „Durchgreifen“. Jemand erwähnt „Dachau“ so, als wäre es eine Station, die jeder kennt. Der Name fällt beiläufig, und genau das macht ihn schwer.

Reimund reagiert nicht sichtbar. Aber ich merke, dass er es gehört hat. Seine Hand bleibt am Hörer, ruhig, aber fester.

Die Verbindung kommt.

Er fragt nach einer Adresse, nach einem Weg, nach Zuständigkeiten. Nur das. Er sagt nicht, warum. Er sagt nicht, wen. Er nimmt Informationen, ordnet sie ein, und ich sehe, wie er jede Antwort sofort in Strecke übersetzt: Straße, Richtung, Zeit.

Dann legt er auf.

„Morgen früh“, sagt er zu mir, als wären wir mitten in einem Einsatz und nicht in einem Gasthof. „Früh raus. Richtung Dachau. Nicht trödeln.“

Ich nicke, weil es nichts zu diskutieren gibt und weil ich spüre, dass Diskussion heute nur Lärm wäre.

Wir nehmen den Schlüssel, gehen die Treppe hoch. Der Gang ist eng, das Holz knarrt bei jedem Schritt, als müsste das Haus bezeugen, dass wir wirklich da sind. An einer Tür hängt ein Schild „Bitte Ruhe“. Es wirkt wie aus einer anderen Welt.

Im Zimmer ist es sauber genug, dass man keinen Streit anfangen müsste. Zwei Betten, Waschschüssel, Krug, ein Spiegel, der nichts verzeiht. Ich setze mich kurz auf die Bettkante, und die Müdigkeit fällt mir in die Schultern, als hätte sie nur darauf gewartet, dass ich still halte.

Reimund stellt seine Sachen ab und geht sofort zum Fenster. Er zieht den Vorhang nur einen Spalt zur Seite, schaut hinaus, als würde er prüfen, ob die Straße uns beobachtet oder nur existiert. Dann lässt er den Vorhang wieder fallen.

„Tür abschließen“, sagt er.

Ich schließe ab. Nicht dramatisch. Einfach, weil man es tut.

Unten im Schankraum wird wieder gelacht. Gläser klirren. Ein Lied setzt an, nicht laut, eher wie ein Test, ob jemand mitmacht. Es ist dieser neue Ton, der überall mitläuft: nicht immer befohlen, oft freiwillig, und gerade deshalb schwer zu fassen.

Reimund setzt sich nicht. Er bleibt einen Moment stehen, als würde er seinen Körper daran erinnern, dass auch Stillstand eine Disziplin ist. Dann zieht er die Mütze ab, legt sie ordentlich hin, so als gäbe es Regeln selbst fürs Ablegen.

„Schlafen“, sagt er. „Wir brauchen einen klaren Kopf.“

Ich lege mich hin, aber der Tag läuft weiter in mir, als hätte die Straße sich in den Gedanken festgefahren. Ich denke an den Namen, der unten so beiläufig gefallen ist. Ich denke daran, wie leicht manche Dinge heute gesagt werden.

Reimund sagt nichts mehr dazu. Er ist knapp korrekt, bis ins Schweigen.

Und gerade das macht mir klar, dass München nicht das Ziel war. München war nur der Punkt, an dem man nicht mehr fahren konnte, ohne erst zu wissen, wohin.

Morgen würden wir wieder aufbrechen. Früh. Funktional. Mit der Uniform als Schlüssel und mit einem Land, das sich verändert hat, als Kulisse, die nicht mehr nur Kulisse ist.

Wenn du magst, schreibe ich als nächstes die Abfahrt am frühen Morgen aus dem Gasthof und die Fahrt München → Dachau (ebenfalls Ich-Form, Reimund knapp korrekt, sehr funktional, mit spürbarer Atmosphäre unterwegs).

Sag mir nur noch:

- 1.) Soll es **Mai-kühl am Morgen** sein (Nebel/feuchte Luft), oder eher schon **mild**?
 - 2.) Wollt ihr unterwegs **einmal** anhalten (Tankstelle/kurze Nachfrage) oder **durchfahren**?
- Gerne, Wetter mild, durchfahren

Früher Morgen in München – mildes Wetter, keine Stopps, Fahrt Richtung Dachau (Ich-Form, Reimund knapp korrekt)

Am Morgen ist das Zimmer heller, als es sich in der Nacht angefühlt hat. Das milde Wetter macht die Geräusche weicher: kein Regen am Fenster, kein Wind, der an den Rahmen zerrt. Nur die Stadt, die schon arbeitet, bevor sie ganz wach ist.

Reimund ist schneller fertig als ich. Nicht hastig, einfach ohne Umwege. Als ich mich noch mit dem Kragen abmühe, hat er die Uniform bereits so sitzen, als wäre sie nie ausgezogen gewesen. Er nimmt die Mütze, prüft kurz, ob seine Papiere dort sind, wo sie sein müssen, und nickt einmal – nicht mir zu, eher der Abfolge.

Unten im Gastraum ist der Wirt höflich und frühfreundlich, als ließe sich damit etwas glätten. Reimund lässt es bei einem knappen Gruß.

„Schlüssel“, sagt er.

Der Wirt reicht ihn sofort, als wäre das die eigentliche Diensthandlung des Morgens.

Draußen steht der Adler so, wie wir ihn gestern abgestellt haben. Das Metall hat über Nacht ein bisschen Kühle angenommen, aber nicht diese feuchte Kälte, die in die Knochen kriecht. Es ist ein Morgen, der so tut, als könne man einfach losfahren, ohne dass er etwas verlangt.

Reimund öffnet die Fahrtür, setzt sich, stellt den Spiegel nach, nicht nach Eitelkeit, sondern nach Sicht. Ich steige ein, schließe. Das „Klonk“ der Tür klingt endgültig.

Motor an. Kurz im Stand. Dann los.

Wir fahren ohne Gespräch an. München ist am Morgen weniger widerständig als am Abend; man kommt durch, wenn man nicht zögert. Reimund hält die Linie, als gäbe es nur zwei Zustände: fahren oder ankommen. Er hat gestern im Gasthof gefragt, was nötig war. Mehr muss er heute nicht wissen.

„Dachauer Straße“, sagt er, als wir an eine größere Kreuzung kommen.

Ich habe nicht gefragt, aber ich bin froh über jedes Wort, das rein praktisch ist. Es lässt weniger Platz für das, was der Name in mir auslöst. Dachau. Der Klang sitzt seit dem Schankraum in meinem Kopf, weil er dort so beiläufig gefallen war.

Wir ordnen uns ein, raus aus der Stadt in Richtung Nordwesten. Die Häuser werden niedriger, die Straßen breiter, und dann beginnt dieses Zwischengelände, das zu keiner Stadt mehr gehört und doch schon nach Land riecht: Werkstätten, Lagerplätze, Schienen, Zäune. Es ist keine schöne Strecke, aber eine, die funktioniert.

Reimund fährt gleichmäßig. Nicht langsam. Nicht schnell. So, dass der Wagen nicht kämpfen muss.

Ich schaue aus dem Seitenfenster, sehe Menschen auf dem Weg zur Arbeit, Fahrräder, ein paar Lastwagen. Niemand wirkt überrascht, uns zu sehen. Eine Uniform ist hier kein Ereignis, nur ein Signal. Und die Leute haben gelernt, auf Signale zu reagieren, bevor sie verstehen, wofür sie stehen.

Je weiter wir hinauskommen, desto offener wird es. Felder, flache Streifen Grün, hier und da ein Hof. Das Licht liegt bereits klar darüber, ohne hart zu sein. Es wäre ein Morgen, an dem man an irgendetwas Harmloses denken könnte, wenn man es sich leisten dürfte.

An einem Weg steht ein Schild Richtung Dachau. Es wirkt banal, wie ein gewöhnliches Ortsziel. Und genau das macht es schwierig: Dass etwas so Schlimmes im Tonfall eines Wegweisers daherkommen kann.

Ich halte den Blick auf der Straße, weil ich nicht weiß, wohin sonst.

Reimund sagt nichts, bis wir an einer Stelle vorbeikommen, an der die Straße einen leichten Knick macht und man weiter vorn einen Posten erahnen kann: ein Wachpunkt, eine Schranke oder wenigstens Männer, die nicht zufällig dort stehen. Er nimmt das Gas minimal zurück, ohne dass es wie Vorsicht aussieht. Eher wie Kontrolle.

„Du redest nur, wenn du gefragt wirst“, sagt er.

Ich nicke. Es kommt mir vor, als hätte er das gestern schon gesagt, aber vielleicht ist das auch nur mein Kopf, der nach Wiederholungen sucht, weil Wiederholungen Halt geben.

Wir fahren weiter, ohne anzuhalten.

Der Wagen rollt ruhig, und doch spüre ich, wie sich die Umgebung verdichtet. Nicht durch Gebäude, sondern durch Ordnung. Mehr Zäune. Mehr klare Abgrenzungen. Mehr Stellen, an denen man merkt: Hier entscheidet nicht die Straße, wer wohin darf, sondern Menschen.

Dann sehe ich sie deutlicher: Wachleute, die nicht wie normale Polizei wirken. Ihre Haltung ist anders, weniger „Dienst“, mehr „Posten“. Sie stehen so, als wäre die Umgebung ihr Besitz, nicht ihr Auftrag.

Reimund richtet sich nicht auf. Er wird nicht steifer. Er bleibt genau so, wie er die ganze Fahrt war: knapp korrekt. Gerade das wirkt, als hätte er sich schon vorher darauf eingestellt, dass es hier keine normalen Regeln gibt.

Als wir näherkommen, hebt einer den Arm. Kein hektisches Winken. Ein Zeichen, das man nicht missversteht.

Reimund bremst, rollt aus, hält.

Das ist der erste echte Stillstand seit dem Gasthof, und er fühlt sich an, als würde der Tag jetzt erst anfangen.

Der Wachmann tritt ans Fenster. Sein Blick geht zuerst zur Uniform, dann zum Gesicht, dann wieder zur Uniform, als müsste er die Reihenfolge bestätigen.

Reimund kurbelt das Fenster einen Spalt hinunter. Nicht ganz. Gerade so, dass man sprechen kann, ohne Nähe zuzulassen.

„Zweck?“ fragt der Mann.

Reimund antwortet in dem Ton, in dem man eine Akte benennt.

„Dienstlich. Nach Dachau. Auskunft und Meldung.“

„Papiere.“

Reimund reicht sie hin, ohne Kommentar. Der Mann nimmt sie, liest, kurz, aber gründlich genug, um zu zeigen, dass er kann. Er ist nicht unterwürfig. Er ist auch nicht freundlich. Er ist einfach sicher, dass er hier die Frage stellt.

Ich merke, wie mein Körper angespannt bleibt, obwohl niemand eine Hand erhoben hat. Es ist diese Art Kontrolle, die ohne Gewalt auskommt, weil sie schon als Möglichkeit im Raum steht.

Der Wachmann gibt die Papiere zurück, als sei das eine Gnade, nicht ein Vorgang.

„Weiter. Geradeaus halten. Nicht abbiegen.“

Reimund nickt.

„Verstanden“, sagt er.

Fenster hoch. Gang rein. Weiter.

Wir fahren wieder an, und ich habe das Gefühl, dass die Straße hinter diesem Punkt anders ist, obwohl sie gleich aussieht. Gleicher Asphalt, gleiche Spurbreite – aber ein anderes Gewicht. Als würde man in einen Bereich fahren, der nicht mehr nur geografisch ist, sondern verwaltet.

„Wie lange...?“ setze ich an, und merke selbst, dass es keine gute Frage ist, weil sie nichts Konkretes will.

Reimund lässt den Blick auf der Straße.

„Nicht lange“, sagt er. Dann: „Du bleibst bei mir.“

Mehr kommt nicht. Mehr ist auch nicht nötig, um zu verstehen, dass er nicht plant, improvisieren zu müssen.

Je näher wir Dachau kommen, desto normaler wirkt die Landschaft wieder – und zugleich weniger normal. Dörfer mit sauberen Fassaden, ein paar Leute am Straßenrand, als wäre es irgendein Morgen. Dann wieder Zäune, wieder ein Tor, wieder Männer, deren Präsenz nicht zum Dorf passt und sich trotzdem durchsetzt.

Ich denke daran, wie der Name unten im Gasthof gefallen ist, leicht wie eine Ortsangabe. Und ich verstehe jetzt besser, warum: Wenn man etwas oft genug in den Alltag legt, wirkt es irgendwann wie Alltag.

Der Adler rollt weiter. Der Motor klingt gleichmäßig, als wüsste er nichts davon, wohin er uns trägt. Reimund hält das Lenkrad ruhig, als wäre Ruhe eine Pflicht.

Dann taucht das Ziel in einer Form auf, die nicht nach Ort aussieht, sondern nach Anlage. Nicht wie ein Platz, an dem Menschen leben, sondern wie ein Platz, an dem Menschen festgehalten werden können. Ich kann es nicht anders denken, auch wenn ich es noch nicht in Worte fasse.

Reimund nimmt Geschwindigkeit heraus, sucht mit den Augen die Stelle, an der man sich melden muss, und findet sie sofort – weil solche Stellen immer gleich gebaut sind: so, dass man sie nicht verfehlt, und so, dass man sie nicht ignorieren kann.

„Jetzt“, sagt er nur.

Er fährt vor, hält dort, wo man halten soll, und bevor ich überhaupt entschieden habe, wie ich atmen will, ist er schon dabei, den nächsten Schritt in eine Reihenfolge zu setzen, die für ihn nur aus Dienst besteht.

Für mich besteht sie aus etwas anderem.

Aber ich folge ihm, weil es im Moment das Einzige ist, das funktioniert.

Teil III

Bildquellen

Nr. Abbildung	Art + Herkunft der Abbildung
Cover	Abbildung einer KI: Microsoft Bing: Erstellen von Bildern Antwort an Autor auf die Anfrage: „Stelle folgendes Bild dar: Ein jüdischer Junge, Alter 18 Jahre, als Buchcover mit dem Buchtitel „Mein jüdischer Liebhaber Simon.“ Persönliche Kommunikation, Dezember 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Der Jude Simon.
Abb. 1	Abbildung einer KI: Microsoft Bing: Erstellen von Bildern Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige mir ein Bild von zwei männlichen Jugendlichen, die in der letzten Reihe eines Kinos sitzen und sich unterhalten. Es muss tatsächlich die letzte Reihe sein. Die Jugendlichen sollen aus dem Jahr 1933 sein.“ Persönliche Kommunikation, Dezember 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Simon und Mario im Kino.

Abb. 2	Abbildung einer KI: Microsoft Bing: Erstellen von Bildern Antwort an Autor auf die Anfrage: „Zeige mir ein Bild von dem Besuch eines Jugendlichen, der sich in eine Polizeistation begibt, um dort eine Vermisstenanzeige zu tätigen. Hinter dem Empfangstresen sitzt ein ca. 60-jähriger Polizist. Das Setting ist von 1933, auch die Kleidung der Protagonisten ist aus dieser Zeit.“ Persönliche Kommunikation, Dezember 2025. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Mario bei der Polizei.
Abb. 3	Foto aus dem Internet: Archivquelle und Zitierform • Bildtitel: <i>British and German soldiers fraternising at Ploegsteert, Belgium, on Christmas Day 1914</i> • Fotograf: Rifleman R.W. Turner • Ort: Front of 11th Brigade, 4th Division, Ploegsteert, Belgien • Datum: 25. Dezember 1914 • Archiv: Imperial War Museums (IWM), London • Bildnummer: IWM Q11734 • Rechteangabe: Public Domain (gemeinfrei) • Quelle: Wikimedia Commons – Public Domain Turner, R.W. (Fotograf): <i>British and German soldiers fraternising at Ploegsteert, Belgium, on Christmas Day 1914</i>. Imperial War Museums, Bildnummer Q11734. Gemeinfrei. Online verfügbar unter: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:British_and_German_soldiers_fraternising_at_Ploegsteert,_Belgium,_on_Christmas_Day_1914._Q11734.jpg [Zugriff: 25.12.2025]. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Weihnachtsfrieden 1914.

Abb. 4	Fotoabbildung. Auto Adler Trumpf. Lars-Göran Lindgren Schweden, CC-BY-SA 3.0 via Wikimedia Commons Quelle im Internet: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Adler_Trumpf_Cabriolet_1935.jpg. Status 13.08.2024. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Ein Adler-Triumph-Auto.
Abb. 5	Fotoabbildung. „Deutschland, München, Dachau, Museum, Ride“, www.pixabay.de, Larahcv. Pixabay Nr. 2372511. <u>Bezeichnung fürs Buch:</u> Das Dachauer Eingangstor „Arbeit macht frei“.